Declamatorium.

Auswahl
ernster und heiterer Dichtungen

zum Vortrage
in öffentlichen und Privat-Gesellschaften,

gesammelt und herausgegeben
von
Ernst Littfas.

Zwölftes Heft.

Berlin.
Im Verlage von L. W. Krause.
1842.

Erste Abtheilung.

E p i s c h e s.

Diego Leon.

(Otto Kalisch.)

Der erste Sonnenstrahl entglomm
Anstrahlend des Alhambra Dom.

Zwölf Grenadiere mit dumpfem Tritt
Marschiren, gelad'nen Gewehrs, aus Madrid.

Sie schauen düster zur Erde hinab,
Als trügen sie einen Kam'raden zu Grab'.

In ihrer Mitte, mit Ketten umschnürt,
Ihr Feldherr, der oft sie zum Siege geführt,

Der Held von Kastilien und Aragon,
Hispaniens Mürat, Diego Leon.

Er hat dem Herzog das Leben bedroht,
Espartero hat ihm geschworen den Tod.

„Ihm werde, weil er gebrochen die Treu,
„Von den eignen Soldaten das Todesblei!"

Und als die Schaar gekommen zur Stell',
Da spricht Diego: „Kam'raden schnell!

„Ich hab' Euch so oft zur Schlacht geführt,
„Zum letzten Male sei's kommandirt!

„Auf mein Komando schießet frei,
„Mein Herz sei's Ziel für Euer Blei!

„Lebt wohl! Isabella für immer hoch,
„Verderben ihm, der die Spanier betrog.

„An! — Feuer!" — — Es traf das Peloton,
Todt liegt auf dem Sande Diego Leon.

Der Freiknecht von Bergen.

(Hugo Hagendorff.)

Zu Frankfurt in dem Saale
Beim lust'gen Mummenschanz,
Da kreisen die Pokale,
Da wogt der Ringeltanz.
Von den Vermummten Einer
Erringt des Tanzes Preis,
Denn in dem Saale Keiner
Sich so zu wenden weiß.

Die Kaiserin erkühret
Zum Tänzer diesen Mann,
Herr Friedrich Rothbart führet
Den Reigen selber an.
Doch alle Tänzer blicken
Nur auf die Kaiserin,
Und alle Damen blicken
Auf ihren Tänzer hin.

Es drehet sich so zierlich
Im Saal kein ander Paar,
Es tanzet so manierlich
Kein Ritter aus der Schaar.
Drum als der Tanz geendet,
Herr Rothbart kömmt heran,
Sich zu dem Fremden wendet:
„Ihr seid ein feiner Mann!

„Und alle Damen schauen
„Nach Euch vor Sehnsucht schier,
„Drum wollt mir anvertrauen,
„Wer seid, — wie heißet Ihr?"
Der Kaiser lös't mit Necken
Und Scherz des Fremden Helm,
— Doch Alle schrei'n mit Schrecken:
„Von Bergen ist's der Schelm!"

„Er hat den Ritterorden
„Beschimpft mit Frevelmuth,
„Wir sind unehrlich worden,
„An seiner Hand klebt Blut!" —
— Der Freiknecht knieet nieder,
Befiehlt die Seele Gott,
Da ruft der Kaiser bieder:
„Ihr Herren, wahrt den Spott!

„Unehrlich ist wohl nimmer,
„Wen unsre Frau berührt,
„Und ehrlich wird auf immer,
„Wen Sie zum Tanz erkührt,

„Und weil ihn: Schelm von Bergen,
„Gescholten Eure Schaar,
„Soll: Ritter Schelm von Bergen *)
„Er heißen immerdar!"

Die Hafen-Nacht.

(Freiligrath.)

Er sah des Orients Prinzessen,
Er sah sie winken vom Altan,
Er sprach von Türken und Tscherkessen,
Ich werde nie die Nacht vergessen,
Die Sommernacht beim Kapitan.

Er kam zurück von Ostgestaden,
Er kam zurück mit reicher Fracht,
Er kam von Smyrna's Ballustraden,
Er hatte mich an Bord geladen,
Es war die letzte Juli-Nacht.

Die Sonne sank, ein Wetter drohte, —
Der Hafen kochte weiß und grau,
Geschaukelt stießen sich die Boote,
Und tausend Wimpel, scharlachrothe
Maſtzungen leckten hoch im Blau.

---

*) Dieses zu Ende des vorigen Jahrhunderts erloschene Geschlecht führte zum Andenken des frühern Gewerbes im Wappen 2 rothe Rippen im silbernen Felde und auf dem Helm einen feuerspeienden Drachen.

Sie hatten Durst wohl bei der Hitze,
Sie flogen lechzend, grell und glüh;
Wie an den Mast gebundne Blitze,
Keck mit getheilter Zungenspitze,
Auf Violettgrund flammten sie.

Und tiefer in der Segelfetzen
Gehause klapperte die Raa,
Die Bise pfiff in Tau und Netzen,
Da war's, als ich mich übersetzen
Ließ an die Brick von Genua.

Ich klomm hinan; der Himmel glühte, —
Ich trat auf's Deck bei Wetterschein.
Die Mützen flogen und die Hüte;
Er sprach: „Gegrüßt, komm' zur Kajütte,
„Du trinkst doch Sicilianer-Wein?

„Da nimm den Kelch! Aus bis zur Neige,
„Trink aus! er gohr noch auf dem Meer!
„Nimm hin, ich riß sie selbst vom Zweige,
„Die Aepfel Stambuls, nimm die Feige,
„Schiffszwieback, noch von Malta her!"

Ich that Bescheid, — um die erhitzte
Stirn flog ihm wild sein schwarzes Haar,
Der Himmel und sein Auge blitzte,
Der Hafen und die Flasche spritzte,
Die Nacht war kühl und wunderbar.

Die Luk' in unsers Trinksaals Decke,
Er stieß sie auf, — o welch ein Sprüh'n!

Ich schaut' empor aus meiner Ecke,
Tiefblaue Wolken, Blitzgelecke —
Das Wetter war uns Baldachin.

Und mitten drin aus Leinwandstücken
Und Tauwerk durch der Luke Rund,
Langhaarig, klug und treu von Blicken
Auf uns hernieder sah mit Nicken
Turko, der Brick gewalt'ger Hund.

Die Luke, schien es, wollt' er stopfen,
Sein Schlappohr wollte Schirm uns sein.
Denn jetzt erscholl des Regens Klopfen,
Und dann und wann ein schwerer Tropfen
Fiel in den Messineser Wein.

So bei dem Scheine zweier Lichter
Die schwüle Nacht begingen wir,
Ein Hund, ein Schiffer und ein Dichter,
Dazu die Mannschaft, — Südgesichter,
Braunstirnig lugend durch die Thür.

Der Verbannte.

(Theodor Fontane.)

Die Nacht ist still; die Nordorkane schweigen,
Die Wölfe hat der Hunger fortgetrieben;
Will heute sich mein stiller Freund nicht zeigen,
Der einz'ge, der im Unglück mir geblieben? —

Willkommen Mond! doch ach wie traurig wieder,
Du hast mein Polen noch nicht frei gefunden;
Wann steigst Du freudigglühend auf und nieder,
Wann wirst Du seine Freiheit mir bekunden? —

So laß uns wieder denn mitsammen klagen,
Um klagend unsern Kummer zu vermindern;
Du bist so bleich, ich zittre fast zu fragen
Nach meinem Weib daheim und meinen Kindern.

Du schweigst! o Freund gieb Antwort mir: sie leben;
Nein, sprich die Wahrheit, sprich: sie sind gestorben;
Ich bin gefaßt, ich trag' es ohne Beben,
Ich habe längst ein zweites Weib erworben.

Allnächtlich ruht die Sehnsucht mir am Herzen,
Schon fühl' ich ihre heißen Küsse brennen,
Wie lange noch, und sie gebiert mit Schmerzen
Die Thränen, die sich nie vom Vater trennen.

So hab' ich Alles, was ich einst besessen,
Ich bin von Weib und Kindern nicht vertrieben,
Dazu ein Reich, so groß, so unermessen
Wie meine Freiheit, die mir auch geblieben.

Ich bin verbannt, der Zaar wähnt mich gefangen,
Und bin so frei doch, wie ich nie gewesen;
Ein Mensch zu sein hab' ich mich unterfangen,
Drum soll ich hier vom Wahnsinn erst genesen;

Und hier, hier ruf' ich ohne Scheu und Zagen:
Ich bin der Zaar, ein mächt'ger Herr der Erde,
Hier darf ich kühn die Prophezeihung wagen,
Daß Gott einst unsre Feinde schlagen werde.

Hier darf ich selbst mein ganzes Volk beschwören,
Die wilden Wölfe und die starken Bären,
Die Macht der stolzen Feinde zu zerstören,
Von der Verhaßten Blute sich zu nähren.

Und schüttelt mich der eis'ge Sturm aus Norden,
Keck schür' ich dann mein glühend Rachefeuer,
O Gott, ich bin so furchtbar frei geworden,
Daß mir die Freiheit wird zum Ungeheuer. —

Auf, Polen, laß den Aar zum Kampfe fliegen!
Hei, wie so plötzlich glühend wird der Himmel,
Ein Nordlicht ist dem Horizont entstiegen
So blutigroth; das deutet Kriegsgetümmel!

Schon tobt der Kampf; von donnernden Geschützen
Die Schlachtmusik, die Rosse wiehernd, stampfend,
Hoch in die Luft des weißen Adlers Blitzen,
Von Blut und Pulverqualm die Erde dampfend;

Das ist der Freiheitskampf! im Spiegelbilde
Erblick' ich, Polen, Deine Heldensöhne,
Und wie er toben mag, der blutigwilde,
Gleich Freundesworten klingen mir die Töne.

O, trüge meine Sehnsucht mich von dannen,
O, könnt' ich kämpfen an der Meinen Spitze,
Sieg brächt' ich uns, den Tod der Feinde Mannen,
Ein Gottgesandter, führt' ich Gottes Blitze!

Und sänk' ich endlich, in die Brust getroffen,
Zu meinen Brüdern auf der Haide nieder,
Ich schiede freudig, dürft' ich sterbend hoffen:
Mein Blut besiegelt Polens Freiheit wieder.

Weh mir! ich bin geweckt aus meinen Träumen,
Das Nordlicht ist am Horizont erblichen,
Und hoch am Himmel kommt jetzt ohne Säumen,
So bleich wie nie, der Mond hervorgeschlichen.

Er blickt herab mit trauriger Geberde,
Verschleiert sich mit einer schwarzen Wolke,
Und dennoch sinkt sein Thränenthau zur Erde,
Er gilt uns Beiden, mir und meinem Volke! —

Die Schlacht bei Navarin.

(Hermann Fischer.)

Alexander Ypsilanti, hörest Du die Siegesgesänge?
Dringen auch zu Deinem Ohre Deiner Freunde
Jubelklänge?
Wie der Leu, der Wüste König, grimmig schnaubend sprengt die Ketten,
Wird auch Deiner Heldenbrüder Schaar das Vaterland erretten.

Alexander Ypsilanti, die Osmanen sind geschlagen
Da, wo Navarino's Felsen in die Fluth hinüberragen;
Ihre Flotte ist vernichtet, ihre Segel sind zerstreuet:
Sag', ob da nicht Deiner Hoffnung Funken sich zur Flamm' erneuet?

Alexander Ypsilanti, sieh, wie stolz die Fahnen wehen,
Wo gebund'ne Leoparden unter goldnen Sternen stehen
Sieh die Lilien, wie sie prangen in dem weißen Feld, dem weiten,
Sieh des Doppeladlers Schwingen sich zum Siegesfluge breiten!

Alexander Ypsilanti, kennst Du diese Siegeszeichen?
Die gebundnen Leoparden stammen aus Britanniens Reichen,
Und auf Frankreichs schöner Erde sind die Lilien entsprossen,
Und der Russen stolzer Adler hat der Türken Blut vergossen.

Alexander Ypsilanti, der Du einst der Türken Schrecken,
Kann denn nichts Dich, edlen Helden, aus den düstern Träumen wecken?
Ach! ich hoffte mit dem Siege frohe Kunde Dir zu bringen,
Hörtest sonst ja doch so gerne von der Griechen Thaten singen.

Alexander Ypsilanti, wach' nun auf aus Deinem
Sinnen,
Trockne Deine heißen Zähren, die Dir von den
Wangen rinnen;
Lausche jetzt dem lauten Jubel an der Hellas
schönem Strande:
Deine Brüder sprengten muthig des verhaßten
Joches Bande. —

Alexander Ypsilanti sitzet stumm in sich versunken,
Und des Sieges frohe Botschaft, macht ihn nicht
von Freude trunken;
Düsterblickend schweift sein Auge durch die unbe-
gränzte Weite,
Matt und leblos, nicht so glänzend, wie wohl sonst
im heißen Streite.

Also wähnst Du, Siegesbote, spricht er endlich,
wieder Frieden
Mir zu geben, der doch längst schon aus den Her-
zen mir geschieden?
Auch die Schlacht bei Navarino kann ihn mir
nicht wiedergeben,
Hauchet nicht in meine Glieder das erstorb'ne
Heldenleben.

Sieh die Sonne, wie sie leuchtet, wenn dem
Meere sie entstiegen,
Wie noch schneller als die Winde ihre heißen
Strahlen fliegen;

Rascher noch sind jene Wolken, die doch eben erst sich bilden,
Sie entzieh'n der Sonne Strahlen den begehrenden Gefilden.

Jene Schlacht, die Ihr gewonnen, gleicht dem heitern Sonnenblicke;
Aber traue nicht dem Himmel, nicht dem wechselnden Geschicke:
Eilig gleich den Wolken nahen sich der Türken frische Heere,
Und von Neuem fühlet Hellas der gesprengten Ketten Schwere.

Fürstengunst ist gleich der Laune eines Kindes schnell gewendet,
Und ob darum England, Frankreich, ob auch Rußland Hülfe sendet.
Wenn sie morgen sie entziehen, weil sie anders sich besonnen,
Sprich, was haben dann die Griechen, sprich, was haben sie gewonnen?

Eine Schlacht? Schon viele Schlachten hab' ich siegreich durchgekämpft:
Ist der Türken Muth gebrochen, ihre Frechheit dann gedämpft?
Oft in meinen freien Tagen führte ich mein Volk zum Siege,
Schuf ihm dadurch doch nur Ehre, Ende nicht dem blutigen Kriege,

Bis man mich, den freien Fürsten, aus der Griechen Blut entsprossen,
Hier auf Munkaiz hoher Feste widerrechtlich eingeschlossen. —
Nein, der Sieg bei Navarino, ob auch gleich der Ahnen Thaten,
So wie jene, groß und herrlich, trüget nicht der Freiheit Staaten. —

Alexander Ypsilanti, schwindet Dir denn jedes Hoffen?
War doch vormals Deine Seele für den Glauben willig offen!
Meinst Du wirklich, jene Fürsten würden treulos uns verlassen? —
Ich erkenne Dich nicht wieder, Fürst, ich kann Dich nimmer fassen.

Und der Sieg bei Navarino sollte nicht die Ketten brechen?
Alexander Ypsilanti, bald wirst Du wohl anders sprechen. —
Jener Sieg treibt Freiheitssaaten, aus dem Blute, dort geflossen
Seh' ich Griechenland zur Ehre, nur des Glückes Keime sprossen.

Wohl gesprochen, edler Grieche; doch hinweg mit jenem Bilde!
Wieder will ich mich versetzen auf der Heimath traut Gefilde;

Bleib' der Zeit es überlassen, uns der Zukunft
Bild zu zeigen:
Daß mich jener Sieg nicht freute, weißt Du,
darum laß uns schweigen!

Andre Fragen will ich stellen, Antwort sollst Du
drauf mir geben;
Ach! vielleicht weckt diese Antwort wieder mich
zu neuem Leben.
Sprich, wie denken die Mainotten, sind auch sie
vom Siege trunken,
Oder schlummern noch in ihnen der Spartaner
Heldenfunken!

Die Athener? denken jene noch der Thaten ihrer
Ahnen,
Und verfolgen sie noch muthig die betretnen Sie-
gesbahnen?
Und die wackern Hydrioten? Stehen treu sie im
Gefechte,
Eingedenk des alten Ruhmes der verstorbenen
Geschlechte?

Alexander Ypsilanti, der Mainotten tapfre Schaa-
ren
Wissen noch den alten Namen, noch den alten
Ruhm zu wahren;
Ihre Führer, wackere Streiter, sind des Sparter-
muthes Erben,
Bringen in der Feinde Reihen mit dem Schrecken
auch Verderben!

Und der Hydrioten Häufchen kämpfet für die alten Rechte,
Ihrer Schiffe blanke Schnäbel stehen noch im Seegefechte;
Auf dem Meere sind sie furchtbar, ihre Schwerdter schlagen Wunden,
Kühn und kräftig, daß die Feinde schwer von Ihnen nur gesunden!

Die Athener, wie die Ahnen einst die Myriaden schlugen,
Welche in ihr Land Verwüstung, in die Städte Feuer trugen,
Kämpfen sie auf ihrem Boden, ob Athen auch schon gefallen,
Ob auch durch den Sitz Minervens schon der Türken Schritte hallen!

Und der Sieg bei Navarino kann die Helden nicht erschlaffen,
Nein, die Griechen führen ferner nur noch muthiger die Waffen!
Wenn Du wähnest, Navarino sei das Grab des Heldenthumes,
Wäre Griechenland nicht würdig seines schwer erkämpften Ruhmes!

Habe Dank, Du treuer Bote, daß Du dieses mir verkündet,
Denn es hat an Deinen Worten wieder sich mein Muth entzündet,

Und die Hoffnung kehret wieder und der feste
Siegesglaube,
Frei wird Griechenland noch werden, sich erheben
aus dem Staube.

Ist es so, wie Du gesprochen, Heil dann jenen
schönen Stunden,
Wo bei Navarino's Felsen Türkenmacht ihr Grab
gefunden!
Ja, dann seh ich aus dem Siege einen schönen
Morgen tagen,
Eine Freiheitssonne leuchten, Griechenland darf
nicht verzagen!

Alexander Ypsilanti, o wie wahr hast Du ge-
sprochen!
Denn des Türkenjoches Ketten sind für Griechen-
land gebrochen;
Und der Sieg bei Navarino streute aus der Frei-
heit Saamen,
Darum strahlet Navarino herrlich auch vor allen
Namen!

God save the King!

(Nach einer wahren Begebenheit.)

(L. Koszarski.)

Aus des Hofes wirrem Treiben, wo sein kurzes
Lebensglück
Tückisch die Verläumdung störte, zog der Lord sich
schnell zurück.

Selbst die Liebe zu dem König hielt ihn nicht am
trüben Ort,
Nach des fernen Schlosses Stille trieb es ihn gewaltsam fort. —

Wenn in der Erinn'rung Stunden fieberhaft ihm
glüht das Hirn,
Und vergang'ner Schmerz und Kummer Falten
zieht auf seiner Stirn,
Naht sich ihm sein kluger Vogel, den er einst
beim Jagen fing.
Singt, wie ihm der Lord gelehret, hell und laut:
God save the King!

Und des Kummers Falten schwinden, wie der Morgennebel flieht,
Wenn der Vogel, schmeichelnd, flatternd, singt des
Britten Lieblingslied:
„Thöricht bin ich, daß ich klage, weil mich Haß
vom Hofe trieb;
Da mir Vieles noch auf Erden, meines Königs
Liebe blieb."

„Dorten hab' ich nur verlassen, was mich täuschte,
was mich trog,
Was mein Inn'res tief verwundet und mich fort
zur Stille zog;
Hier hab' ich den Freund gefunden: Sing', mein
treuer Freund, o sing!"
Und der Vogel kennt die Bitte; hell ertönt: God
save the King! —

Einstens kam ein eil'ger Bote aus der fernen
Themsestadt,
Nach dem Lord verlangt der König, der ihn nie
vergessen hat.
Reisen soll er für den Herrscher viele Meilen
über's Meer:
Von dem treuen Vogel scheiden wird dem treuen
Freunde schwer.

Doch des guten Königs Wille treibt ihn wie ein
heil'ges Wort;
Und noch einmal an das Fenster tritt betrübt der
edle Lord,
Wo der prachtvoll off'ne Käfig mit dem lieben
Freunde hing;
Und noch einmal schallt zum Abschied hell und
laut: God save the King!

Auf den weiten Weg geleiten soll ihn noch der
helle Klang,
Seines Lieblingsliedes Weise, seines Freundes
süßer Sang.
Thränend giebt er jetzt den Vogel in der zarten
Schwester Hand,
Die ihn treulich schwur zu pflegen; — eilt dann
fort in's ferne Land. —

Doch der seltsam kluge Vogel fühlt der Trennung
Schmerzen bald,
Finster schien der lichte Tag ihm und die warme
Sonne kalt.

Fliegen möcht' er hin zum Freunde, wenn der
Wind zum Meere zieht,
In der Sehnsucht heißem Drange singen ihm sein
Lieblingslied.

Sonnen leuchten, Sonnen sinken, doch der Lord
kehrt nicht zurück;
Bange harrt die zarte Schwester, Thränen in dem
sanften Blick.
Aengstlich flattert, scheu, der Vogel in dem Zim-
mer hin und her,
Speis' und Trank bleibt unberühret, sein Gesang
ertönt nicht mehr.

Und umsonst naht ihm die Dame, die ihn kosen,
trösten will,
Nach dem Käfig fliegt er langsam, legt sich nieder
stumm und still.
Endlich hört sie ihn kaum athmen, und sein Flügel
hebt sich nicht;
Bange lauscht die treue Pfleg'rin, ob ihm bald
das Auge bricht. —

Da erschallen laute Tritte, krachend fliegt die
Thüre auf,
Und der Lord ist's, nach dem Vogel eilt er hin
im schnellen Lauf.
Tief betrübt bleibt er am Fenster, trüb' und trau-
rig stille steh'n;
Seinen treuen Liebling soll er schon so bald ver-
scheiden seh'n!

Doch des Freundes liebe Nähe ahnt der kranke
Vogel kaum,
Als er plötzlich neu erwachet aus dem kalten To-
destraum.
Die bekannte Stimme hört er: sing', mein treuer
Freund, o sing!
Und im Käfig tönet wieder hell und laut: God
save the King!

Doch es war die letzte Weise; kaum verhallt der
letzte Ton,
Neigt der Vogel auch das Köpfchen, seine Augen
sinken schon. —
In sich steht der Lord gekehret, dem des Lebens
Muth verging;
Tröstend naht ihm nicht sein Vogel, singt nicht
mehr: God save the King!

Die Kreuzritter von Christburg.

(Hugo Hagendorff.)

Zu Christburg auf den Trümmern
Der alten Ordensburg,
Sieht man das Mondlicht schimmern
Durch öd' Gestein hindurch.
Doch sind dahin gegangen
Vom Neuen hundert Jahr,
Sieht man dort seltsam' Prangen
Und Ritter wunderbar.

Zwei Burgen gegenüber
Ersteigen aus der Gruft,
Und eine Brücke d'rüber
Hangt stolz in freier Luft.
Die Ordensritter schreiten
Zur Brücke allzumal;
Wie glänzt der Zug vom Weiten,
Wie blinkt der Panzer Stahl!

Den stolzen Rüstzug führet
Der würdige Komthur,
Den sie sich selbst erküret,
Den Besten in der Flur,
Das Kreuz auf weißem Grunde
Bedeutet Tod und Blut,
Denn in den Kampf zur Stunde
Führt sie der Rache Wuth.

Bei Tannenberg erschlagen
Liegt mancher Bruder kühn,
Jetzt soll die Rache tagen,
Wie helles Sonnenglühn.
Den Rittern auf der Brücke
Ein Priesterbruder naht,
Der segnet sie zum Glücke
Auf ihrem blut'gen Pfad.

Das ist das letzte Zeichen
Zu Christburg von dem Glanz
Der Ritter; sie erbleichen
Im wilden Waffentanz.

Nicht Einer kehrte wieder,
Der ausgezogen war,
Es deckt die starken Glieder
Die Erd' manch' hundert Jahr.

Doch nach den Trümmern bangen
Sie sich und ihrem Glück,
Sie kehren aus dem langen
Grabschlummer noch zurück.
Nach jeden hundert Jahren
Stets in derselben Nacht
Erscheinen ihre Schaaren
In der versunk'nen Pracht.

Die Nesselhemder.

(Ludwig Halirsch.)

Im Schlosse zu Eberstein, spät bei der Nacht,
Wenn draußen der Sturmwind brauset,
Und die fröstelnde Dirne die Kohlen facht,
Und das Spinnrad schwirret und sauset:
Da knittert und knattert es still herein,
Da flickert und flackert der Lampenschein,
Da setzt es sich mitten in's Zimmer,
Umglänzt von gespenstischem Schimmer.

Und die fleißige Spinnerin zittert und bangt,
Doch thut es ihr nichts zu Leide,
Es füllt ihr den Rocken wohl unverlangt,
Und beschenket sie gar mit Geschmeide;

Erzählt ihr ein Mährchen und lehrt ihr ein Lied,
Wie der wilde Jäger in Wolken zieht,
Wie die freundlichen Nixchen singen,
Und die drolligen Erdmännlein springen.

Im Schlosse zu Eberstein, spät bei der Nacht,
Da schleichet der Voigt in den Gängen,
Und schauet und spähet und horchet und wacht,
Und flucht ob den frechen Gesängen.
Und tritt in die Spinnstube grimmig hinein,
So roth wie der Scharlach beim Sonnenschein.
Halb drinnen und halb an der Pforte
Ruft er die zornigen Worte:

„Verdammtes Getriller! Ich duld' es nicht mehr!
Da singen die Dirnen und plaudern;
Das Spinnrad steht still und der Rocken bleibt leer,
Und der Voigt muß büßen das Zaudern:
Wohl weiß ich, was Euch die Köpfe verrückt,
Die Hände lähmt und das Mieder drückt —
Ihr seid, scheint's mir, alle in Liebe,
Doch heil' ich die heimlichen Triebe!

Horcht auf! die kreidige Käthe dort,
Die will ich zuerst kuriren,
Im Garten wohl giebt's einen heimlichen Ort,
Da geht sie alltäglich spazieren;
Doch eh' sie der schlanke Gärtner freit,
Da soll sie mir nützen die flüchtige Zeit,
Da soll sie zwei Hemden mir spinnen,
Daß d'rüber die Thränen ihr rinnen!

Am Grabe von ihrem lieb Mütterlein
Wohl wachsen Nesseln in Mengen,
Die mag sie brechen und hecheln fein
Und spinnen bei Euren Gesängen;
Die mag sie zum Brauthemd weben für sich,
Die mag sie zum Todtenhemd weben für mich,
Und hat sie gesponnen, gewoben,
So will ihren Fleiß ich dann loben!"

Es schweiget der Voigt, und die Käthe, so bleich,
Sinkt nieder zu seinen Füßen:
„Herr Voigt, Herr Voigt, ach, erbarmet Euch,
Nicht also hart laßt mich büßen!"
Und die Dirnen zumal, sie flehen ihn an,
Doch ungerührt bleibt der steinharte Mann;
„Zwei Hemden sollst Du mir spinnen,
Daß d'rüber die Thränen Dir rinnen!"

Im Schlosse zu Eberstein, spät bei der Nacht,
Da ist's so öd' und so schaurig,
Kein Liedlein erschallt, keine Dirne lacht,
Sie sitzen beisammen so traurig,
Und die blasse Käthe, die weinet und spinnt,
Daß Thräne auf Thräne am Faden rinnt.
Ach, unten im heimlichen Garten,
Da wird der Herzliebste wohl warten. —

Und wieder jetzt knittert und knattert's herein,
Umglänzt von gespenstischem Schimmer,
Und nimmt der Käthe ihr Plätzchen ein,
Und weiset sie fort aus dem Zimmer.

Und spinnet und spinnet fort ohn' Ruh' und Rast,
Es dreht sich das Rädchen mit schnurrender Hast,
Und Alle sehen mit Beben
Den Faden aus Nesseln sich weben.

Herr Jesus! Herr Jesus! der Voigt naht heran,
Gott gnade Dir, Käthe, Gott gnade!
Wie wird er toben, der zornige Mann,
Ob der fremden Spinn'rin am Rade;
Schon klirret sein Sporn auf dem Estrich einher,
Wie schaut er so wüthig im Saale umher,
Halb d'rinnen und halb an der Pforte
Ruft er die zornigen Worte:

„Wer ist dort am Rocken das fremde Gesicht,
Mit den todten, bleiernen Augen?
So blaß wie die Käthe, doch ist sie es nicht,
Mag Eine wie die And're nichts taugen;
Marsch, Dirnchen, und such' Dir ein anderes Dach,
Wo der Voigt um Mitternacht nicht mehr wach —
Marsch, oder es hetzen zur Stunde
Dich fort meine wachsamen Hunde!"

Und lang und langsam hebet sich
Die Spinnerin auf vom Stuhle:
„Willst hetzen, Herr Voigt, mit Hunden mich,
Und bin doch Deine Buhle,
Deine Buhle, die Dein Todtenhemd spinnt
Aus Nesseln, auf denen das Gift noch rinnt;
Die, wenn die Arbeit fertig,
Auch ihres Lohnes gewärtig!" —

Da hat's den Voigt mit Entsetzen gepackt;
Das Spinnrad schnurret und schwirret,
Der Weberstuhl klappert dazu den Takt,
Von geistigen Händen regieret;
Und ehe zum dritten Mal krähet der Hahn,
Da legt sie dem Voigt sein Todtenhemd an,
Da malet die Morgenröthe
Mit Rosen die bräutliche Käthe.

Die nächtliche Fahrt.

(Lenau.)

Zu öd' und traurig selbst den Haidenwinden
Sind diese winterlichen Einsamkeiten,
Nur Schnee und Schnee rings aus in allen Weiten,
Nur stiller, keuscher, kalter Tod zu finden.

Hier ist's umsonst, nach frohem Ton zu lauschen,
Singvögel sind gefloh'n von diesem Grabe,
Den Schnabel in die Federn hält der Rabe,
Und eingefroren ist der Bäche Rauschen.

Sieht man den Wald so tief in Tod versunken,
Will man's nicht glauben, daß er jemals wieder
Aufgrünt im Lenz, daß je hier seine Lieder
Ein Vogel singt, vom Frühlingshauche trunken.

Es glänzt der Eichenwald in Eisesklammern,
Jetzt Wölfe heulen am verschneiten Grunde,
Wie Bettler, hungerwach in nächt'ger Stunde,
Am Grabe eines milden Königs jammern.

Dort fährt ein Schlitten auf der blanken Wüste,
Der Kutscher treibt die ausgestreckten Pferde,
Als ob mit seinem Fuhrwerk noch die Erde
Vor Sonnenaufgang er umarmen müßte.

Drei Hengste sind's, rasch wie des Nordens Lüfte,
Ein jeder trägt das werthe Probezeichen
Der Schnelligkeit im rüstigen Entweichen,
Die Narbe des Wolfbisses an der Hüfte.

Ein Glöcklein trägt das Mittelroß der Gabel,
Zum Glöcklein tanzend flieh'n vorbei die Bäume
Am Schlitten, trüb, wie schnellvergess'ne Träume,
Der Wald entflieht, wie eine bleiche Fabel.

Die schnellen Renner sind mit Eis behangen,
Das klirrend an den schwarzen Mähnen zittert,
Der Rosse Rücken ist mit Eis umgittert,
Der Tod will sie mit kaltem Netze fangen.

Gekauert sitzt, gehüllt vom Bärenkragen,
Der Wojewod im Schlittenkorbgeflechte
Still hinter seinem pelzverhüllten Knechte,
Der manchmal pfeift, die Pferde anzujagen.

Dem Schlitten folgt in klarer Mondeshelle
Ein zweiter nach, mit gleich geschwinden Rennern,
Befrachtet auch mit zwei verhüllten Männern,
Und auf der Haide klingelt seine Schelle.

Die Nacht ist grimmig kalt, o Wandrer, meide
Den Schlaf; hörst Du das Glöcklein nicht mehr schlagen,

So wird's vom Rosse Dir vorangetragen,
Dein wandernd Sterbeglöcklein auf der Heide.

Der Bäume Leben floh zum Grund hinunter,
Gieb Wandrer Acht, daß nicht auch Deine Seele
Zu ihrem Grunde sich hinunterstehle,
Wenn Du einnickest; Wandrer, halt Dich munter.

Bist Du ein Jäger, denke an ein Wildern,
Hast Du ein Lieb', denk' an ihr süßes Lager,
Wenn Haß Dich wurmt, der scharfe Herzensnager,
So halt Dich wach und warm mit Rachebildern.

Ha Wölfe! Seht ein ganzes Rudel Tode!
Sie folgen, eine nachgeschleifte Kette,
Die Todesangst, der Hunger rennen Wette,
Und ohne Furcht bleibt nur der Wojewode.

Es kracht der Schnee, schnell sind die grauen Horden,
Doch schneller sind, Gottlob, die braven Hengste,
Die Rappen sind im Drang der Todesängste
Plötzlich wie junge Raben, flügg' geworden.

So flieh'n sie weite Strecken, angstgetrieben,
Die Männer schießen schreckend die Gewehre
Vom Schlittenborde nach dem grausen Heere,
Bis nach und nach es ist zurückgeblieben.

Nun halten sie, die Pferde dampfend schwitzen,
Und schnauben aus den Nüstern sich das Bangen,
Drei traten in die Schenke und verlangen
'Nen Becher Wein; doch bleibt der Wojewod sitzen

Da springt der Wirth, ein Jude, an den Schlitten
Und macht dem Gaste tiefe Reverenzen,
„Darf ich Herr Wojewod auch nicht kredenzen
Wein, Brod und einen feinen Bratenschnitten?"

Und mit Gelächter ruft der Kutscher drinnen:
„Dem schmeckt kein Braten und kein Gläschen Rother,
Der ißt nicht, friert nicht, trinkt nicht, ist ein Todter,
An dem, Hebräer, wirst Du nichts gewinnen.

Im Zweikampf ist der gute Herr geblieben,
Sein Erzfeind, Russe, hat ihn todtgeschossen;
Ich fahre meinen schweigenden Genossen
Heim in die Gruft vorausgegang'ner Lieben.

Bald aber hätt' ich ihm die Treu' zerrissen,
Denn wären uns die Wölfe näher kommen,
So hätt' ich ihn nicht weiter mitgenommen,
Ich hätt' ihn, uns zu retten, hingeschmissen.

Ich meine immer noch sein Blut zu schauen,
Wie's rauchend in den weißen Schnee gequollen,
Wie sich's nicht bergen konnte in den Schollen,
Das Bluteis darf im Frühling erst zerthauen."

Sie fahren weiter mit verhängtem Zügel
Fort über Brücken, Zäume, Teich und Bäche,
Denn Alles hat der Schnee gefüllt zur Fläche,
Und gleich gefegt der Wind mit seinem Flügel.

Nur manchmal blickt der Kutscher nach dem Todten,
Noch sitzt er da, das Haupt vorunter neigend,

Wie er gesessen, unbekümmert schweigend,
Als hinterher die grimmen Wölfe drohten.

Das Mordblei, das den Wojewoden fällte
Und stecken blieb in seinem Eingeweide;
Der Schnee, der rings bedeckt Podolien's Haide;
Sein Herz — sind alle Drei von gleicher Kälte.

Der Wind erwacht und rasselt an der Föhre,
Das Glöcklein schallt, es dunkelt vor den Rossen,
Am Himmel zieht der bleiche Mond verdrossen
Den Wolkenmantel zu, als ob er fröre.

Das mahnt uns an die Träume eines Czaaren,
Der gerne möcht' in winternächt'gen Stunden,
Das Ruhmesglöcklein an sein Roß gebunden,
Das todte Polen durch die Haide fahren.

Don Fernando und Don Rodrigo.

(Ein Trauerspiel in einem Dialog und Epilog.)

(Feodor Wehl.)

Don Fernando.

So einsam, lieber Freund, und so verlassen
Find' ich Dich hier auf's Zimmer fest gebannt?
Willst Du die Welt und ihre Freuden hassen,
Du, den sie stolz ihr Mitglied hat genannt?
Dich, den ich sonst gewohnt in Lust zu finden,
Find' ich in trübe Träumerei versenkt!
Was ist gescheh'n? O laß es mich ergründen!
Was für ein Schmerz ist's, der Dich so bedrängt?

Don Rodrigo.

Du kommst zu mir, wie soll ich das mir deuten?
Besuch zu haben, bin ich nicht gewöhnt;
Vergangen sind die schönen, schönen Zeiten —
Hier siehst Du mich, verlassen und verhöhnt!
Der Schmerz, der wilde Schmerz wühlt mir im Busen,
Und rachebrütend sitz' ich einsam da,
Die wilden Häupter gräßlicher Medusen
Schrei'n mir den Schimpf in's Ohr, der mir geschah.

Geliebt hab' ich, wie Keiner noch auf Erden,
Mit aller Kraft des Geistes, aller Gluth!
Und mehr betrogen kann wohl Keiner werden,
Der je am Busen süßer Liebe ruht.
Von falschen Armen ließ ich mich umschlingen,
In falschen Küssen hab' ich mich berauscht
Und sah es nicht, daß sie mich hintergingen,
Mit denen ich ein Du um Du getauscht!

Sie war so schön! Kein Engel konnt' ihr gleichen!
Sie war so schön, wenn sie mich eng umschloß!
Wenn mir ihr schwarzes Haar in reichen,
Nachtdunklen Wellen um die Wangen floß!
Sie war so schön, wenn mir ihr schwarzes Auge
In heißer Gluth durch meine Seele fuhr,
Daß, wie sie wußt', ich Wonne daraus sauge!
O Gott, o Gott! und war doch Falschheit nur!

Er war so gut, so edel von Gemüthe!
Hoch schlug mein Herz an seiner Freundesbrust;
Vertrauet hab' ich ihm, was in mir glühte,
Um meine Seligkeit hat er gewußt!
Mein Paradies hab' ich ihm aufgeschlossen,
Gezeigt mein größtes Kleinod dieser Welt,
Die schönsten Stunden hab' ich da genossen,
Inzwischen sie und meinen Freund gestellt.

Mein Herze schwelgte da in Lust und Wonne,
Sah nicht die Falschheit, die dahinter stand.
Kaum aufgeblüht war meines Glückes Sonne,
Als sie auch schon in düst're Nebel schwand!
Sie Beide, Beide haben mich betrogen
Um meinen Himmel, meine Seligkeit!
Sie hat mir Liebe, Liebe mir gelogen,
Und Freundschaft er, auf eine kurze Zeit! —

Der Schleier fiel, mit dem sie sich bedeckten,
Ich sah ein Bild, wie ich es nie gedacht!
Aus meinen Träumen süßer Liebe weckten
Sie herzlos mich und stießen mich in Nacht.
Sie mochten ferne, ferne mich wohl wähnen,
Allein ich kam und kam zur rechten Stund':
An seine Brust sah ich ihr Haupt sie lehnen,
Auf ihren Mund ihn drücken seinen Mund.

Vom schönen Nacken sah ich ihn da streichen
Die Lockenfülle, die mich sonst entzückt,
Die süße, duft'ge Hand sah ich ihm reichen,
Auf die ich heiße Küsse sonst gedrückt!

Von Lilienarmen sah ich ihn umschlungen,
Die mir umschlangen sonst die trunkne Brust —
Ich sah, ich sah — — Die Sinne mir vergingen,
Ich war mir selber meiner nicht bewußt.

Hoch loderten des Zornes wilde Flammen
In meiner Brust, in heißer Gluth empor.
Ich wollte sie — Gott möge mich verdammen!
Zermalmen wollt' ich sie wie dürres Rohr.
Und Seligkeit wär's meinem Schmerz gewesen
Zu morden sie mit dieser meiner Hand.
Doch Fluch mir selbst! — Ich bin ein schwaches Wesen,
Und feige mir die Lebenskraft entschwand.

Erwacht, fand ich mich vor die Thür gestoßen;
Ein Haufen Pöbel lärmt' auf mich hinein;
Er ist verrückt! — so schrie er mir mit großem
Verächtlichen Gelächter hinterdrein.
Nun sitz' ich hier und sinn' auf wilde Rache,
Die Stunde naht! — sie naht! — bald ist's gescheh'n!
In kaltem Ingrimm dieser Welt ich lache,
Die Thür steht offen, jene will ich seh'n.

Zum Richterstuhl des Ew'gen will ich treten,
Doch nicht allein wag' ich mich vor ihn hin,
Es soll noch Einer mit um Gnade beten,
Weil ich der einz'ge Sündige nicht bin.
Doch horch! doch horch! hörst Du den schnellen Wagen? —

Don Fernando.

Er sprang empor, im Auge wilde Wuth,
Gespensterbleich; ich hörte furchtbar schlagen
In raschen Pulsen sein empörtes Blut.

Ich sprang zu ihm, ich wollt' zurück ihn halten,
Doch leider, leider war es schon zu spät!
Zwei hohle Schüsse durch die Lüfte schallten,
Mit seinem Hirne ward ich übersät;
Sein Körper fiel entseelt zu meinen Füßen,
Und durch die Straße flog ein Weheschrei,
Die Wagenthür sah eilend auf ich schließen,
Von allen Seiten kam das Volk herbei.

Vom Wagen sah ich eine Leiche heben,
Den Brautkranz in dem dunklen Lockenhaar,
Ein Blutstrom floß vom Busen, der so eben
Noch voll von heißer, glüh'nder Liebe war.
Und einen Mann sah ich vom Wagen steigen,
Der Bräut'gam war's. — Er stand verstört und bleich,
Nicht Angst und Schrecken schien er zu bezeigen,
Dem steiner'n Bild des Schmerzes war er gleich.

Er stierte kalt die Leiche an und — lachte,
Daß mir ein Grausen durch die Seele fuhr.
Ob er des Freundes, des Getäuschten, dachte,
Ob er da dachte an gebroch'nen Schwur?
Wer weiß es, welche gräßlichste der Qualen
Den schuldbelad'nen Busen ihm zerschlug!
Denn Alles wird sich in der Welt bezahlen,
Und jede Saat noch ihre Früchte trug.

———

Die Leuktriden.

(Karl Reyher.)

Auf des Ruhmes lorbeergrünen Höhen,
Auf dem Scheitelpunkte seiner Macht,
Angesichts unzähliger Trophäen,
Harret Sparta's Heer dem Tag der Schlacht;
Aber nicht, wie sonst, mit frohem Muthe
Ist der Kämpfer Heldenbrust erfüllt,
Denn auf Unglück deutet die Minute,
Und verhängnißvoll ist dies Gefild.

Leuktra's Name ruft mit Warnermunde
In's Gedächtniß alte Schuld zurück;
Und es denkt das Volk der bösen Kunde,
Und an Strafe droben das Geschick. —
Einst vor lang' dahingeschwund'nen Jahren
Fanden hier Spartaner Dach und Heerd,
Die nach Theben abgeordnet waren,
Und dem Wirthe war der Gastfreund werth.

Festlich schmückt der Edle seine Hallen,
Und bereitet im bekränzten Saal,
Seinen hohen Gästen zu gefallen,
Ein böotisch ausgesuchtes Mahl.
Aber nicht der Speisen Wahl und Menge,
Nicht des Weines Gold- und Purpurschein,
Seiner Töchter jugendlich Gepränge
Ladet jene zu der Tafel ein.

Schüchtern, bei der Gäste frohem Staunen,
Bleibt die Schönheit karg mit Blick und Wort;

Doch es führt die mädchenhaften Launen
Bald der Männer Weisheit mit sich fort.
Und gewonnen durch die Macht der Sitte
Löst sich endlich auch der letzte Zwang,
Und das Sträuben weicht der sanften Bitte,
Und die Rede wechselt mit Gesang.

Heiter schwebt bei solchem Mahl die Hore
Den Beglückten unbemerkt dahin,
Und die Freude findet off'ne Thore,
Und Befriedigung der ärm're Sinn.
Aber weh'! der Unschuld holde Zierde,
Die der Schönheit ihre Stufe mißt,
Zündet in den Fremden die Begierde,
Und der Sparter liebt Gewalt und List.

Als nach nächtlich aufgehob'nem Schmause
Wirth und Töchter sich der Ruhe freu'n,
Nahet die Gorgone sich dem Hause,
Und die Fürchterliche schlüpft herein.
„Seht, sie schlummern!" spricht sie zu den Argen,
Die begierig nach der Unschuld Raub;
„Nehmt die Kränze, die sie schamhaft bargen,
„Nehmt und flieht, die Himmlischen sind taub."

Und gehorsam dem Gorgonenworte
Schleichen die Verräther still und sacht,
Und entdecken die entleg'ne Pforte,
Und vollbringen, was sie ausgedacht. —
Kaum ergraut's, da weckt der Töchter Jammer
Den erschrock'nen Vater aus dem Schlaf,

Und er eilet nach der Jungfrau'n Kammer,
Und er hört mit Grauen, was ihn traf.

Ihre Gluthen kühlen nicht die Bäche.
Die das Auge rührend aufgethan;
„Raub, Gewalt! die Gäste! räche, räche!"
Schreit ihr Klagelaut den Vater an.
Und die Schmach bekannt, die sie erfahren,
Flammt die Tugend auf in Heldenmuth,
Und die gestern seine Freude waren,
Tauchen heut den Dolch in's eig'ne Blut.

Sparta hört des Greises Schrei'n und Klagen,
Aber Sparta lächelt seiner Noth;
Und die Bürde, wieder heimgetragen,
Giebt auch ihm den heiß erflehten Tod. —
Eines Hügels grün bekleidet Bette
Deckt die Opfer unerhörter Schuld,
Und die Rache weilt an dieser Stätte,
Mit dem blassen Antlitz der Geduld. —

Viele Jahre sind seitdem verflossen,
Aber aus der Vorzeit dunkler Nacht
Ist die Saat zur Reife aufgesprossen,
Und das Auge der Vergeltung wacht.
Schaurig hört vor seinem Zelt die Kunde
Solcher That der junge Sparter an,
Und im Dunkel mitternächt'ger Stunde
Faßt ein Grauen den beherzten Mann.

Und er sieht die schwankenden Gestalten
Der Leuktriden aus der Gruft ersteh'n,

Und in Grabgewandes weiten Falten
Feierlichen Schritts vorübergeh'n.
Und der alte Muth fängt an zu weichen,
Von den Vätern unbefleckt ererbt,
Und er denkt der nächtlich bangen Zeichen,
Als der Tag des Kampfs den Himmel färbt.

Drüben ruht Epaminondas Seele
Gottbegeistert auf der heil'gen Schaar;
Diesseits nimmt der lenkenden Befehle
Kleombrotus Herscherauge wahr.
Mit dem Helden soll der Held sich messen,
Und den Lorbeer, der dem Einen winkt,
Hat der Andre längst mit Ruhm besessen,
Dem der Kranz sich um die Krone schlingt.

Laut zum Kampf ertönen die Signale,
Und das Morden wüthet durch's Gefild,
Hier und dorthin wankt des Sieges Schaale,
Eh' des Schwertes Blutdurst sich gestillt.
Aber endlich wird den Eumeniden
Ihr so lange vorenthalt'nes Recht,
Und für Theben hat das Glück entschieden,
Und die alte Blutschuld ist gerächt.

Flüchtig eilt ein Bote, anzusagen
Sparta's Vätern, was der Tag verfügt:
„Kleombrotus ist vom Feind erschlagen,
„Und Epaminondas hat gesiegt."
Und die aufgehalt'ne Thräne steigert
Des so unerhörten Schlags Gewicht,

Und der Rath, der einst das Recht geweigert,
Hört und duldet heute sein Gericht.

Napoleon zu Fontainebleau.

(Feodor Wehl.)

Zu Fontainebleau im Schloßhof, da steht die Heldenschaar
Mit trüben, ernsten Blicken um ihrer Fahne Aar,
Und dumpfes Schweigen lieget gebreitet rings umher,
Nur dann und wann durchschnitten von Seufzern tief und schwer.

Und aus dem Schlosse schweigend der große Kaiser geht,
Und ringsum weit im Kreise sein dunkles Auge späht,
Das fährt wie Blitzeszucken, den Kriegern in der Rund,
In ihres Herzens tiefsten und schmerzdurchwühlten Grund.

Wie oft hat nicht dies Auge geleuchtet in der Schlacht,
Und ihres Muthes Funken zur Flamme angefacht,
Daß er wie feur'ge Lohe aus ihren Armen schlug,
Und einen Weltbrand flammend durch alle Lande trug.

Wie oft hat nicht dies Auge mit seiner dunklen
Gluth,
Zum Heldenmuth entzündend, auf seinem Heer
geruht,
Fern bei den Pyramiden und in der Wüste Sand,
Bei Austerlitz und Jena, und an der Moskwa
Strand.

Und dieses Aug', das dunkle mit seiner Zauber-
macht,
Wie ist es heut umzogen so trüb in schwarzer
Nacht;
Es ist als ging'n darinnen, verblichen, todt und
stumm
Vergang'ner Zeiten Thaten gespensterhaft herum.

Es ist, als wär' erloschen darin der Heldengeist,
Und wär' nur noch ein Grabstein, der seine Urne
weist,
Und wär' nur noch ein Leuchten fern an des
Himmels Rand
Vom Wettersturm, der flammend am Horizonte
stand.

Und in der Treuen Mitte der Kaiser tritt hinein,
Und schaut aus trüben Augen hinab die langen
Reih'n,
Und tausend trübe Augen in seine Augen schau'n,
Und tausend trübe Augen in Thränen überthau'n.

Und wie das sieht der Kaiser, da packt's ihn mächtig an,
Da glüht das Auge wieder, die tapf'ren Krieger an,
Da steigt in seine Augen der Heldengeist empor,
Und leuchtet wieder flammend in Gluthen wie zuvor.

Und mächtig reißt er an sich die Fahn' in stolzer Kraft,
Und schwingt hoch in die Lüfte den schweren, hohen Schaft;
Er steht wie an der Brücke zu Lodi hoch und hehr,
Die Krieger seh'n's und rufen: Vive, vive l'empereur!

Und also spricht Napoleon: „Lebt wohl und denket mein,
„Ihr meine treu'n Gefährten, es muß geschieden sein!
„Mein Frankreich trug am Herzen ich stark wie eine Braut,
„Um Frankreich's Willen scheid' ich, daß es den Frieden schaut.

„Auf daß der Fried' um Frankreich die Palmenkränze zieht,
„Reiß' ich der Braut vom Haupte die süße Myrthenblüth'.
„Reiß' mich ihr selbst vom Busen, freiwillig von ihr geh,
„Im Herzen tief das stille, das todtenbleiche Weh.

„Doch Ihr, Ihr meine Garden, bleibt meinem
Frankreich treu,
„Führt weiter es zum Ruhme und schützt's vor
Tyrannei.
„Schließt eng Euch All' zusammen nnd haltet
treu und fest
„Wie meine Hand die Fahne hier an mein Herze
preßt.

„Und diese Fahne küsse ich hier mit heißem Mund,
„Euch Allen gilt der Kuß hier, Euch Allen in
der Rund,
„Lebt wohl Ihr Kampfgenossen, lebt wohl und
denket mein,
„Lebt wohl, lebt wohl Ihr Alle — es muß ge-
schieden sein!" — —

Die Fahne läßt er sinken — Er geht — Es ist
gescheh'n — —
Und tausend, tausend Krieger nun ohne Feldherrn stehn,
Und Frankreich steht, die süße, die holderglühte
Braut,
Und thränenvollen Auges sie nach dem Bräut'-
gam schaut.

Sie schaut' wohl weit in's blaue, in's wilde Meer
hinein,
Und sah den Bräut'gam stehen im Meer auf ho-
hem Stein,
Sie sah ihn bleich und bleicher und hat ihn ster-
ben seh'n,
Und sah die Trauerweide auf seinem Grabe steh'n.

Nun hat sie ihn geholet und an ihr Herz gelegt,
Nun sieht sie auf ihn nieder und ihn in Armen trägt,
Nun fließet ihre Thräne, die aus dem Auge bricht,
Auf ihres *todten* Bräut'gam's erbleichtes Angesicht.

Du Kaiser, großer Kaiser, verfolgt von Haß und Fluch,
Jetzt hüllt Dich süße Liebe aus Deinem Leichentuch,
Und küßt Dich heiß und brünstig, und um Dein bleich Gesicht
Webt sie die Kaiserkrone der Dichtkunst hell und licht.

Des Jägers Todtenfahrt.

(Hermann Fischer.)

Auf glattem Fluß im Mondenschein
Ein Nachen gleitet ganz allein.

Drin steht ein Jäger schmuck und blank,
Durch Liebchens Trug im Herzen krank.

Ein goldnes Horn an grünem Band
Der Jäger hält in seiner Hand.

Und in das Horn haucht er den Schmerz,
Der ihm durchbebt das treue Herz.

Es dringt der Ton in's Land hinaus,
Und manches Herz erschrickt vor Graus.

So geisterhaft, so grabesgleich
Klang nie ein Horn im weiten Reich.

Der Jäger bläst ohn' Unterlaß,
Schaut in der Fluth sein Bild so blaß.

Da ist der letzte Ton verhallt,
Der tausendfach im Echo schallt.

Dem Jäger sinkt aus matter Hand
Das goldne Horn am grünen Band.

Da seufzt er auf so tief und schwer,
Das Horn erschallt wohl nimmermehr.

Es schaut das junge Morgenroth
Im Kahn den Jäger blaß und todt.

Zweite Abtheilung.

Lyrisches und Humoristisches.

Es bricht der Ton ins Land hinaus,
Und manches Herz erschrickt vor Graus.

So geisterhaft, so grabesgleich
Klang nie ein Horn im weiten Reich.

Der Jäger bläst ohn' Unterlaß,
Schaut in der Fluth sein Bild so blaß.

Da ist der letzte Ton verhallt,
Der [illegible]

Dem Jäger fällt aus starrer Hand
Das goldne Horn am grünen Band.

[illegible]
Das Horn erschallt wohl nimmermehr.

Es schaut das junge Morgenroth
Im Kahn den Jäger blaß und todt.

Unsre Zeit hat keine Zeit.

(Humoristische Vorlesung.)

Vorgetragen von Herrn Schneider.

(Robert Bürkner.)

Sprichwörter sind die Scheidemünze, welche jede Zeit aus den Silberbarren ihrer Lebensweisheit prägt. Diese kleine Münze aber, welche von Hand zu Hand geht, nutzt sich durch den immerwährenden Umtausch rasch ab, verwischt ihr Gepräge, und kommt deshalb am ehesten in Gefahr, verrufen zu werden. Eine solche verrufene Münze haben wir an dem Sprichwort: Zeit gewonnen, Alles gewonnen! Unsre Zeit hat diese Münze eingezogen und nach einem andern Münzfuße umgeprägt, indem sie ihr wohl dieselbe Schrift gelassen, ihr aber einen andern Kopf und also Sinn gegeben hat. So gleicht sie jetzt jenen früher so beliebten Vexierbildern, welche, je nach dem Standpunkte, den wir ihnen gegenüber einnehmen, eine andere Leseart darbieten. Unsere Vorfahren lasen aus denselben Schriftzeichen den entgegengesetzten Sinn heraus, den wir darin finden; sie lasen Zeitgewinn, wo wir: Zeitversäumniß lesen. Sie nann-

ten Verzögerung, Aufenthalt: Zeitgewinn und glaubten damit Alles zu gewinnen: wir nennen Zeit ersparen — Zeitgewinn. Wir sind also haushälterisch mit dem, womit jene verschwenderisch umgingen, was ein Beweis ist, daß unsere Vorfahren einen Ueberfluß an Zeit hatten, während unsere Zeit keine Zeit hat.

Und es ist in der That erstaunlich, was man sich früher für Zeit nahm zu Allem und Jedem und wie wenig jetzt. Bedenken Sie nur, meine verehrten Zuhörer und Zuschauerinnen, denn die Damen hören ja in der Regel weniger auf das, was gesprochen wird, als sie sehen, wie der Sprecher sich dabei benimmt, — also bedenken Sie, wie viel Zeit sich die Erzväter und Patriarchen zum Leben nahmen, wie viel Zeit sich Madame Sarah nahm, um in's Kindbett zu kommen, wie lange Jakob auf nackten Freiers-Füßen herumlief, ehe er unter, nicht einmal in den Pantoffel kam! Die Leute lebten nicht blos in den Tag, nein: in die Jahrhunderte hinein, als wenn die Zeit gar kein Ende nehmen könnte. Sie dachten nicht an Weib und Kind, denen sie ihr Zeit-Kapital vergeudeten, sondern schienen gleich den Roués der Regentschaft sich den Wahlspruch erkoren zu haben: après nous le deluge! Nun freilich die Sündfluth kam auch, aber ich bitte Sie, m. v. Z. u. Z. ist es der Zeit zu verdenken, wenn sie seitdem einen Zahn auf uns hat, den ihr leider noch kein Zahnarzt ausziehen konnte?

Uebrigens wurde es auch damals nicht gleich so schlimm, als es jetzt ist. Die Zeit war damals

verhältnißmäßig noch jung und hatte ihr gutes Auskommen, und darum ließ es sich auch mit ihr auskommen: denn gewöhnlich macht erst das Alter geizig, weil es nur zum Erhalten, nicht zum Erwerben Kraft fühlt. Sogar unsre nächsten Vorfahren lebten noch in Saus und Braus mit der Zeit und vergeudeten sie, wie das Holz ihrer Wälder. An eine verständige Zeiteintheilung dachte man so wenig, als an eine rationelle Forstwirthschaft: das sind Künste, die uns der Mangel gelehrt hat, welcher immer erfinderisch ist. Die Zeit wurde so gering geachtet, daß man sie kaum in Anschlag brachte. Bedenken Sie z. B. nur, mit welcher Gemächlichkeit und Zeitverschwendung man an jene Riesenbauten ging, deren bloßes Anschauen und Anstaunen uns heut zu Tage noch so viel Zeit kostet; bedenken Sie, wie verschwenderisch Richter und Advokaten mit der Zeit umgingen! Ein Prozeß konnte sich Jahrhunderte fortschleppen, ohne daß sie darüber ungeduldig wurden. Wie viel Zeit nahm man sich, nur um ein Mann zu werden; wie lange Lehr- und Wanderjahre gehörten dazu; während heut zu Tage jeder dumme Junge schon ein Herr ist. Ein lediges Frauenzimmer mochte funfzig Jahr alt werden, so blieb sie immer eine ehr- und tugendsame Jungfrau — das Bischen Zeit kam nicht in Anschlag; während heut ein zwölfjähriges Mädchen — Mamsell, ein sechszehnjähriges — Fräulein und ein sechs und zwanzigjähriges — eine alte Jungfer heißt. Was kümmerte man sich viel um Zeit, wenn es auf Ruhm und Unsterblichkeit an-

kam; die großen Männer der Vorzeit warteten darauf geduldiger, als der Tod auf sie, der böse Tod, der niemals die Zeit erwarten kann. Der Künstler nahm sich Zeit, seine unsterblichen Werke zu schaffen; er übereilte nichts, und duldete eher Mangel an Brod, als an Zeit; der Weise, der Gelehrte, sie verschwendeten die Zeit eines ganzen Lebens an die Lösung eines Problems oder an eine Conjectur, welche auf die Stelle eines Lieblingsautors einiges Licht werfen konnte — man hatte ja Zeit im Ueberfluß. Und wie die Individuen, so hatten die Völker Zeit genug, um zu warten, und wenn auch Jahrhunderte Alles beim Alten blieb. Eine solche Ungeduld, wie z. B. die hitzigen Hannoveraner an den Tag legen, kannte man nicht: lieber Gott, was kam es denn auf ein wenig Zeit mehr oder weniger an. Demohnerachtet aber, und das ist das Merkwürdige bei der Sache, führte der Ueberfluß an Zeit doch keinen Ekel an derselben herbei, wie er in unsrer blasirten Zeit so häufig ist; und bei aller Zeit und Weile, die man hatte und sich nahm — spürte man doch keine Langeweile. Im Gegentheil, die Vorzeit war kurzweilig, und all' unser Faschingsscherz ist nur Armseligkeit gegen die Narren- und Esels-Feste unsrer Vorfahren. Wie gesagt, sie hatte Zeit zu Allem und Jedem. Die Zeit war ein so allgemeines Gut, wie Luft und Wasser: überall und zu Allem da. Die Zeit war ein Priester — denn sie heiligte Alles; die Zeit war ein Lampenputzer — denn sie brachte Alles an's Licht; sie war ein Aplaneur —

denn sie ebnete Alles; ein Professor — denn sie lehrte Alles. Die Zeit war ein Schlaftrunk — denn sie brachte Alles in Vergessenheit; sie war ein Arzt — denn sie heilte Alles. Niemand war so verkannt, so gekränkt, der nicht seine Rechtfertigung, seine Rache der Zeit überließ; Niemand so dumm, der nicht die Hoffnung gehabt hätte — mit der Zeit klüger zu werden. Kurz die Zeit war das Factotum der alten Welt, welche ja eben nicht die alte Welt geworden wäre, wenn sie nicht Zeit dazu gehabt hätte. Aber die also ge- und mißbrauchte Zeit mußte doch am Ende die Geduld verlieren; nachdem sie lange genug Alles gewährt, Alles gethan und geduldet — nachdem sie ihre Schätze, ihre Jugend und Lebensfülle an unsre Vorfahren verschleudert — fing sie an zu knausern, sich rar zu machen, und die Sünden der Eltern an den Kindern strafend, läßt sie uns jetzt darben, wo jene geschwelgt hatten. Unsere Zeit hat keine Zeit mehr!

Ja unsere Zeit hat keine Zeit mehr. M. v. Z. u. Z., Sie werden es selbst oft genug erfahren haben; oder wenn nicht, so können Sie leicht die Probe machen. Schicken Sie zu Ihrem Hausarzt; er hat keine Zeit und sendet Ihnen deshalb seinen Hilfsarzt. Gehen Sie einmal zu Ihrem Advokaten, um wegen Ihres Prozesses mit ihm zu reden; er hat keine Zeit, denn er muß das Manuscript seines neusten Romans in die Druckerei besorgen. Fahren Sie bei Ihrem Banquier vor, um Ihre Papiere umzusetzen; er hat keine Zeit, da sein Traineur ihm so eben die

Krankheit eines seiner besten Vollbluthengste angezeigt. Ihr Schneider soll Ihnen Maaß nehmen; aber er hat keine Zeit, weil er eben spazieren fahren mußte. Sie kommen zur Zeit der Erndte oder Schaafschur zum Landwirth, um ihm sein Getreide, seine Wolle abzukaufen, und er lacht Ihnen in's Gesicht, indem er sagt: „Bester, ich habe nicht Zeit zu warten, bis Sie kommen. Das Getreide ist auf dem Halm, die Wolle auf dem Schaaf verkauft, lassen Sie mich ungeschoren." Unsere Zeit hat keine Zeit!

Niemand hat Zeit zu warten. Der Kaufmann hat nicht Zeit zu warten, bis er in Folge seiner Umsicht und Thätigkeit reich wird; sondern macht je eher je lieber Banquerout. Die großen Männer unserer Zeit warten nicht, bis die Nachwelt sie anerkannt hat, sondern werden die Herolde ihres eignen Ruhmes, indem sie selbst in die Zeitungstrompeten stoßen und sich aufhängen, in effigie nämlich an die Schaufenster der Kunsthandlungen. Freilich stirbt ihr Gedächtniß noch eher, als ihr Leib, denn die Zeit hat nicht Zeit sich an Alles zu erinnern, und soll es doch geschehen, so muß man ihrem Gedächtniß durch ein gutes Mittagessen zu Hilfe kommen; zu welchem Ende man die Schiller=, die Göthe=, die Guttenbergsessen erfunden hat. Wie man ja auch den Kindern das ABC auf Honigkuchen backt, damit sie es in Kopf und Magen zugleich kriegen.

Niemand hat Zeit zu warten. Der Händler hat nicht Zeit, seine Waaren mit Profit umzusetzen, er verkauft sie lieber — um zu räumen

— unter dem kostenden Preise! Man muß es sehen, um es zu glauben! Die Mädchen haben nicht Zeit, auf einen Heirathsantrag zu warten — sie tragen sich lieber selber an; und doch, wenn sie mit Einem versprochen sind, haben sie nicht Zeit zu warten, bis er sein Wort lösen kann, vorausgesetzt nämlich, daß ein Anderer sie inzwischen erlöst und entschuldigen sich damit, sie hätten sich nur versprochen. Der Gläubiger hat nicht Zeit zu warten, bis ihn sein Schuldner bezahlt, und dieser hat nicht Zeit, sich von der Mühe zu erholen, welche es kostet, Schulden zu machen, geschweige gar, darauf zu vergessen — so kurz sind die Verjährungsfristen. Der Soldat, der Beamte hat nicht mehr Zeit zu warten, bis ihn die Anciennität befördert, er will wie der Bajazzo in der Springerbude über seine Vorgänger wegsetzen. Unsre jüngere Herren, welche gewöhnlich mehr Haare auf den Zähnen, als auf dem Kopfe haben, haben nicht Zeit zu warten, bis sie mit Ehren grau werden — sie lassen sich den Kopf scheeren, wie die Türken und tragen mit dreißig Jahren schon eine Tour. Ja selbst der Kranke hat nicht Zeit zu warten, bis der Tod kommt, er läßt den Doktor holen.

Niemand hat Zeit zu warten; nur kleine Kinder werden noch abgewartet, und die jungen Herren nehmen sich Zeit zu warten, ehe sie ans Heirathen gehen; wodurch sie aber nur beweisen, daß sie nicht mit der Zeit fortgehen.

Unsere Zeit hat keine Zeit! Uns're Vorfahren stellten zu ihrer Belustigung wohl dann

und wann ein Sacklaufen an, uns ist das Leben ein Wettrennen. Um heut in der Welt fortzukommen, möchte man nicht blos den Teufel, sondern einen Dampfkessel im Leibe haben. Arme und Beine, sie mögen noch so gesund sein, helfen uns nicht mehr von der Stelle, man muß fliegen können. Flügel, Flügel wirken Wunder — wenn man's nämlich listig anfängt. Früher kam, wer langsam ging, auch zum Ziele, heut kommt selbst der Schnellläufer nicht dazu. Oder kommt denn Einer z. B. noch zu Fuß nach Potsdam, und wenn er noch so schnell liefe? Nicht einmal ein fechtender Handwerksbursche. Früher, wenn ein Droschkenpferd sich in Trabb setzte, hielt man es für Verstellung, und sprach in der ganzen Stadt davon; das fünfte Rad am Wagen, war sprichwörtlich geworden: jetzt hat man mit fünf Rädern am Wagen nicht einmal genug, es müssen ihrer sechs sein. Wie in Hungerszeiten das Brod, so knapp wird uns die Zeit zugemessen. Welche Menge von Festtagen sind uns zur Zeitersparniß aus dem Kalender gestrichen worden: zur Noth, daß der liebe Herrgott seinen Sonntag behalten hat.

Unsere Zeit hat keine Zeit! Keine Zeit zum Essen und Trinken; denn man ißt und trinkt, wenn man Appetit, nicht, wenn man Zeit hat; keine Zeit zum Leben, denn um zu leben, muß man bloß — Geld haben; keine Zeit zum Sterben, denn der Tod läßt nicht auf sich warten.

Unsere Zeit hat keine Zeit! Der liebe Gott kann nur seine Welt wieder einpacken, wenn sie blos dazu erschaffen ist, daß der Mensch sich

ihrer freue. Ich bitte Sie, welcher Mensch, der mit Dampf durch die Natur fährt, hat Zeit, sich um sie zu bekümmern.

Unsere Zeit hat keine Zeit! Es wird Alles mit einer Hast, mit einer Gier betrieben, welche deutlich beweist, daß wir wirklich am Kehraus des Lebens stehen. Was früher mit Fleiß und Geschicklichkeit — wird jetzt mit Dampf betrieben; das Brod, welches wir früher vom Bäcker holten, kommt jetzt mit der Eisenbahn von Leipzig; Häuser, woran man sonst Jahre baute, bringt man jetzt in kaum so viel Monaten zu Stande. Freilich stürzen sie in noch kürzerer Zeit zusammen; aber Maurer und Zimmerleute haben nicht immer Zeit, auf neue Arbeit zu warten. Früher hieß es: biegen oder brechen: jetzt läßt man sich auf's Biegen gar nicht erst ein, sondern bricht eine Sache über's Knie, was man summarisches Verfahren nennt.

Unsere Zeit hat keine Zeit! Das ist aber das Unglück unserer Zeit. Diese Flüchtigkeit, dieses Geizen mit der Zeit stürzt uns in's Verderben, und ich komme hier auf einen Punkt, welcher, obwohl Ihnen die Zeit schon lang wird, noch einen Augenblick Ihre Zeit und Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen darf. Seit nunmehr einem halben Jahrhundert wird die Welt von revolutionairen Umtrieben erschüttert, und selbst über den freien deutschen Rhein herüber ist das Unwesen gedrungen. Indessen haben wir unsere Ohren immer noch vor dem Syrenen-Gesange verstopft; die Loyalität des Deutschen ankerte auf dem festen

Grunde — seiner — Titulaturen! Ja, ja, wundern Sie sich nicht — seiner Titulaturen! So lange wir noch an unser „Edel- und Hochedel-, Wohl-, Hochwohl- und Hochgeboren" glauben, hat der böse Feind keine Macht über uns. Jede Revolution fängt mit dem Niederreißen der Schranken an, welche einen Stand vom andern trennen; mit dem Unglauben an einen von der Natur gesetzten Unterschied der Stände; mit der ledigen Gleichmacherei. Sie sehen es ja bei den Franzosen! Ganz allein ihr kahles Monsieur, und weiter nichts als Monsieur — ist Schuld, daß sie ihr dreitägiges Revolutionsfieber nicht überwinden können. Wie kann sich eine Nation in ihren bürgerlichen Gehorsam, in loyale Unterthänigkeit finden, wenn jeder Monsieur Minister werden und doch dabei Monsieur bleiben kann. Weshalb dringen die Thiere nicht auf Emancipation: Weil sie noch an den natürlichen Unterschied der Stände, weil sie noch an die Titulatur „Geworfene" und „Geborene" glauben. Daß der Hund, das Pferd u. s. w. geworfen, der Mensch geboren wird, macht den Unterschied zwischen Thier und Mensch. Daß der Mensch edel, hochedel-, wohl-, hochwohl und hoch geboren wird, begründet den Unterschied der Stände, welcher wieder das sine qua non eines jeden wohlbestellten Staates ist. Was soll man nun zu einer Regierung sagen, wenn sie geschehen läßt, daß unser Glaube an einen natürlichen Unterschied der Stände erschüttert wird, indem sie zugiebt, daß die Kaufleute sich bei der Aufschrift ihrer Briefe

mit einem bloßen „Herr" ohne Bezeichnung der Geburtsart begnügen; daß jener Pfarrer in der Leipziger Zeitung seine Amtsbrüder, und namentlich die Schullehrer, welche doch ihrer Jugend mit gutem Beispiel vorangehen sollen, auffordern durfte, sich künftig aller Titulaturen zu enthalten! Ja, was soll man dazu sagen, wenn die Behörden selbst in die Falle gehen, worin man ihnen „Zeitersparniß" als lockenden Speck aufhing, und sich in ihren Correspondenzen aller Rangbezeichnungen, als: Löblich, Wohllöblich, Hochwohllöblich, Hochlöblich und Hochpreislich, enthalten! O m. v. Z. u. Z., das kann kein gutes Ende nehmen. Wohl hat unsere Zeit keine Zeit, aber zu ihrer eigenen Selbsterhaltung muß sie sich Zeit nehmen: denn Jeder ist sich selbst der Nächste. Unsere Zeit hat, wie wir oben sahen, keine Zeit zum Essen und Trinken, zum Leben und Sterben — mag's sein, aber zu unsern Titulaturen müssen wir uns Zeit nehmen denn sonst hört Alles auf. Ich selbst höre hier auf, damit ich Ihnen nicht unnöthiger Weise die kostbare Zeit stehle!

Carnevals-Nachklänge.

(Prolog.)

Vorgetragen von Madame Bürkner.

(Woldemar.)

Die Festesklänge sind verstummt. Die Kerzen,
Die zaub'risch strahlten unsern Maskenscherzen,

Sind ausgelöscht, und grelle Tageslichter
Beleuchten höhnisch nüchterne Gesichter.
Der Tag ist da, eh' noch der Traum verschwand,
Der gestern uns mit Rosenketten band.
Man seufzt, man gähnt, ist merklich tugendsamer,
Man zählt sein Geld, und stöhnt — im Katzen-
jammer;
Und glaubt im gegenwärtigen Verdruß
Kaum an den jüngst erbeuteten Genuß.
Ein schneller Wechsel des Gefühls verdirbt
Den Spaß, der an sich selbst am besten stirbt:
Wie schneller Witt'rungswechsel Schnupfen bringt.
Gut Ding muß Weile haben, weiß man doch,
D'rum folgt dem frohdurchlebten Sonntag noch
Ein blauer Montag nach; und angeschlagen
Die Saite, muß den Ton sie weiter tragen,
Bis sie in leisen Schwingungen verklingt.
So woll'n auch wir des Faschings heit're Klänge,
Des Witzes Spiel, der Scherze bunte Menge
Noch einmal jetzt herauf beschwören.
Und weckt der Schall von unsern Chören
Ein Echo froher Tag' in Ihrer Brust,
Ruft einen Ton verschwund'ner Faschingslust
Er wieder auf, hat unser Nachklang guten Klang —
So tönt nachhalt'ger Beifall uns zum Dank.

Der Hausfreund.

(Ein Ehestands-Hausmittel.)

Gesprochen von Madame Bürkner.

(C. O. Hoffmann.)

Die Männer alle — hört man klagen —
Sind jetzt doch zum Erbarmen schlecht,
Fast gänzlich aus der Art geschlagen
Ganz wider alles Eh'standsrecht.

Verschwunden sind die schönen Zeiten,
Da der Gemahl noch lobesan
Daheim den Thee sich ließ bereiten
Und Kurzweil, Scherz und Lust ersann.

Jetzt — lieber Gott! 's ist unerträglich,
Der Abend kommt, der Eh'mann geht
Nicht Sonntags einmal, nein tagtäglich,
Ob's stürmt, ob's frieret, regnet, schneet.

Dann sitzen sie vor vollen Flaschen
Beim Spiel und andrem Zeitvertreib,
Und denken erst, sind leer die Taschen,
Nach Haus zurück an's arme Weib.

Da hilft kein Weinen, hilft kein Schmollen,
Ihr Herz ist hart und wie gefeit,
Und wenn sie heut sich bessern wollen,
Thut's ihnen morgen wieder leid.

Warum? 's ist jetzo kein Geheimniß,
Vor Thränen schützt und Schmollen sie

Und vor dem Vorwurf der Versäumniß
Die neuere Philosophie.

Was ist, ist recht und unvermeidlich!
Heißt ihre Lehre, fein erdacht,
Und finden wir den Satz unleidlich,
So werden wir nur ausgelacht.

Es gab bei dem Philosophiren
Kein Mittel wider den Tyrann,
Bis endlich, klug im Calculiren,
Ein Weibchen dies Recept ersann.

Ihr Ehemann, wie alle Männer,
Fand's außer'm Haus sehr amusant,
War jedes Weins erprobter Kenner,
Macht gern sein jeu und war galant.

Wie immer seit dem Jawortstage
War der Gemahl um Mitternacht
Noch nicht daheim — mit stummer Klage
Hielt seine Frau am Fenster Wacht.

Mit thränenmüden Blicken lauscht sie —
„Jetzt kommt er, ja, das ist sein Gang!
Nur Muth!" mit Lächeln schnell vertauscht sie
Des Kummers Zeugen — es gelang.

„Ei, liebes Männchen, schon zu Hause?
„Ist Dir nicht wohl? — Du machst mir bang?
„Genir' ich Dich?" — Verlegne Pause;
„„Hm! so! — ward Dir die Zeit nicht lang?""

„Wie so? ei nicht doch, Gott behüte!
„Es war Gesellschaft hier, ein Freund,
„Ein treuer, mild, voll Lieb' und Güte."
„„Du sah'st ihn gerne, wie mir's scheint!""

„Was sollt' ich nicht? — schon lange kenn' ich
„Den Guten. Erst seit kurzer Zeit
„Macht' er sich selten, grollt' ein wenig
„Zu meinem größten Herzeleid."

„Heut endlich kehrt' er einmal wieder,
„Und brachte Gaben mancherlei,
„Sang halb verklung'ne Liebeslieder
„Und zaubert' alte Lust herbei."

„Nun gute Nacht, mein Schätzchen, gönnet
„Der Freund mir's, träum' ich wohl von Dir." —
Fort schlüpft sie. — Eifersucht entbrennet —
„„Wer hätte das geglaubt von ihr?""

Am andern Abend schlug die Stunde,
Die sonst den Mann von Hause trieb,
Schon längst. Er blieb. Aus welchem Grunde?
Erräth sich leicht, kurzum, — er blieb.

Er raucht, im Sopha mürrisch lehnend,
Vergraben in die Kissen fast,
Und fragt am Ende leichthin, gähnend,
„„Nun, kommt er nicht?"" — „Wer denn?" — „„Dein Gast!""

„Wo denkst Du hin? — in Deine Nähe
„Wagt sich der Gerngeseh'ne nicht."
„„Das ist zu arg? — jetzt gleich gestehe,
„„Wer ist's? Wie heißt der freche Wicht?""

„Oho, so hitzig? so in Feuer?
„Gemach, mein werther Herr Gemahl!
„Sie sind jetzt Mann, und nicht mehr Freier,
„Was ist, ist recht ja allzumal.

„Geloben Sie mit theurem Eide,
„Zu Haus zu bleiben, wie sich's schickt,
„— Und außerdem ein Kleid von Seide —
„So nenn' ich ihn." — Der Eh'mann nickt:

„„So sei's! Heraus mit seinem Namen!
„„Ich schwör' es hier in Deine Hand,
„„Ich bleib', wie dort mein Bild im Rahmen
„„Daheim, wenn Du ihn mir genannt.""

„Nun denn, sprach sie mit schäm'gem Zaudern,
„Er heißt — es ist — ich wag' es kaum,
„Den lieben Namen auszuplaudern —
„Es ist — der Schlaf mit süßem Traum;

„Der sang die halb verklung'nen Lieder,
„Der zaubert' alte Lust herbei,

„Mir war's, als liebtest Du mich wieder,
„Als sei ich glücklich, froh und frei.“

Da schlinget, übermannt von Reue,
Er seinen Arm um ihren Leib,
Der Liebe Bund schließt sich auf's Neue,
Und Herz an Herz ruht Mann und Weib.

Die Fuchstaufe.

(Nach dem Gemälde von Pietrowski.)

(Hugo Hagendorff.)

Die Fenster sind behängt mit bunten Mützen,
Blau, roth und golden blitzt die Stickerei,
Auf ihre treuen Ziegenhainer stützen
Sich kecke Burschen, fröhlich, fromm und frei.
„Wo bleibt der Fuchs?“ — so ruft mit langem Barte
Der Senior, und trinkt 'ne Thräne Bier,
Die Kanne nimmt ein Zweiter, mit 'ner Quarte
Auf seiner Wange: „Eines steiget Dir!“

Aus Meerschaum und aus bunten Pfeifenköpfen
Zieht durch die Stube sich ein blauer Dunst,
Es gilt ja heut den krassen Fuchs zu schröpfen,
Ihn einzuweihen in des Kneipens Kunst.
Da rasseln Sporen draußen! In Kanonen
Erscheint der Fuchs nach Renomistenart,
Er hofft, es werde Beifall ihn belohnen,
Schwarz ist gefärbt sein zweifelhafter Bart.

Doch Nichts von Beifall tönt. — „Silentium!"
Des Seniors bierheis're Stimme ruft,
Sie setzen rings sich um den Tisch herum,
Und stille wird es, wie in kühler Gruft.
Doch plötzlich schallt, daß schier die Scheiben klingen,
Das schöne Lied: „Was kömmt dort von der Höh'?"
Das ist ein Rauchen, Jubeln, Trinken, Singen,
Dem Fuchs wird's um das Herz so süß und weh.

Und als er Pflichtgefühles voll gesungen,
Was in der Heimath macht der Herr Rector,
Und als die letzte Strophe ausgeklungen,
Erhebt mit Würde sich der Senior.
„Zur Taufe nun!" — Rasch wird der Fuchs getragen,
Vier kräft'ge Arme halten fest das Kind,
Ein Tischtuch ziert den Senior als Kragen,
Vier alte Häuser die Gevattern sind.

„Nicht Wasser thut's, — das edle Bier alleine!"
Das ist der langen Rede kurzer Sinn,
O Fuchs! Der Stiefeln baar sind Deine Beine,
Und die Pikesche sinkt zu Boden hin.
Es kreuzen sich ob Deinem Haupt zwei Pfeifen,
Dann nimmt der Senior die Kanne Bier:
„In Bacchus Namen!" — ruft er und es träufen
Gewalt'ge Ströme auf den Schädel Dir.

Nun bist Du, was Du längst ersehnt, geworden,
Geweihet wardst Du so zum Musensohn,
Als Mitglied von dem Biervertilgungsorden.
Sprichst Du Philistern und Pedellen Hohn.

Laut jubeln Alle! — Nur in seiner Ecke
Gleichgültig sitzt ein sehr bemoostes Haus.
Fast scheint's, daß ihm das gute Bier nicht schmecke,
Er trank ja kaum die zehnte Kanne aus.

Er aber denkt: „Bin auch 'mal so gewesen,
„Als krasser Fuchs, doch ist's schon lange her,
„Ich machte niemals vieles Federlesen,
„Kam Einer mir mit Blicken in die Quer.
„Jetzt aber sing' ich, wie der Fisch im Hamen:
„Labuntur anni et mutamur nos;
„Es dräut verderbenschwanger das Examen
„Und giebt der Burschenzeit den letzten Stoß!" —

Champagner-Lied.

(E. M. Oettinger.)

Van der Veken ist mein Leben,
Van der Veken ist mein Gut,
Matt sind alle — alle Reben
Gen Champagners Zauber-Gluth.

Sorgentödter, Freudenspender,
Qualabzapfer, Menschenfreund,
Himmelschöpfer, Wonnesender,
Gramableiter, Grillenfeind.

Seligmacher, Glückerzeuger,
Weltverschön'rer, Frohsinnsborn,
Lusterwecker, Schicksalsbeuger,
Segensbote, Geistessporn.

Muthseinhaucher, Treuzersetzer,
Herzensdietrich, Troubadour,
Näschendreher, Hornaufsetzer,
Tugendbrandbrief, Sonnenuhr.

Freundschaftsschließer, Feindschaftslähmer,
Zwietrachtlöscher, Talisman,
Streitausgleicher, Haßbezähmer,
Zornversöhner, Liebskumpan.

Grollersticker, Wuthbekehrer,
Freudenbeet und Sorgensarg,
Kettensprenger, Freiheitlehrer,
Spleenzerstörer, Weinmonarch.

Scherzeinbläser, Listverkünder,
Rauschverscheucher, Weisenstein,
Nachtvergülder, Sonnanzünder,
Feengarten, Musenhain.

Steinerweicher, Augenkleister,
Hulderob'rer, Bitt-Trabant,
Zauberkünstler, Hexenmeister,
Amtbestecher, Preis-Courant.

Mitleidbohrer, Themisblender,
Codexdreher, Sausewind,
Federlenker, Grundsatzwender,
Pfropfenschleud'rer, Frankenkind.

Witzeinimpfer, Stolzbezwinger,
Mädchenköder, Frauenlieb,

Gunsterstürmer, Kußerringer,
Sinneinluller, Herzensdieb.

Leidenströster, Friedensrichter,
Frühlingsspiegel, Göttertraum,
Thränenstiller, Liebesdichter,
Wunderbalsam, Lebensbaum.

Weltdurchwand'rer, Tafelwürzer,
Wirthbereich'rer, schöner Gast,
Wettenkröner, Zeitverkürzer,
Börsenschinder, Trinkermast.

Crösusstempler, Glückverbreiter,
Erdenschmuck und Himmelsperl,
Wehzertrümm'rer, Lustbereiter,
Engelsbote, Teufelskerl.

Gaumenkitzler, Zungenbinder,
Naserquicker, Wasserfeind.
Wangenröther, Aug'entzünder,
Eßlustmehrer, Busenfreund.

Frostbekämpfer, Gluthentzünder,
Frauenliebling, Rebenkern,
Blüthenzeuger, Blumenwinder,
Morgentraum und Abendstern.

Van der Veken ist mein Leben,
Van der Veken ist mein Gut,
Matt sind alle — alle Reben,
Gen Champagners Zauber-Gluth.

Heute mir und morgen Dir.

(J. Sincerus.)

Leben, wechselvolles Spiel,
Falscher Würfler, schnödes Glück,
Täuschung, ohne End' und Ziel,
Heuchler mit dem Unglücksblick!
Will mich Bosheit darob necken,
Weil mich Deine Tücken schrecken,
Bosheit! Bosheit! glaube mir:
Heute mir und morgen Dir!

Thor, Du prahlst mit Deinem Gold,
Siehst verächtlich her auf mich,
Schmeichler steh'n in Deinem Sold,
Eigner Diener mir bin ich.
Sieh, die runden Thaler rollen,
Daß sie treu nicht bleiben sollen!
Stolzer Thor! ich sage Dir:
Heute Dir und morgen mir!

Böser Wuchrer, ausgepickt
Hat Dir Habsucht jed' Gefühl,
Deine Klauen sind gezückt,
Menschenwohl ist Dir ein Spiel.
Wirst Du ewig Dolche wetzen?
Ewig schneiden und zerfetzen? —
Nein! so will's die Ordnung hier:
Heute mir und morgen Dir!

Daß Dir heut Ihr Lächeln gilt,
Macht Dich stolz; — o eitler Fant! —

Nur ein Regenbogenbild
Strahlt Dir — und verfliegt in Tand.
Wahlspruch ist es der Kokette,
Wehspruch dem, der Glauben hätte:
Gunst gewährt sie zum Plaisir
Heute Dir und morgen mir.

Richter! Ist Dein Herz von Stein?
Glaubst Du: Härte sei das Recht?
Wankst nicht bei der Unschuld Schrei'n,
Sprichst es ruhig: Herzen brecht!
Weil das Unglück hetzt den Armen,
Schenkst auch Du ihm kein Erbarmen,
Zittre! Wahr bleibt's für und für:
Heute mir und morgen Dir.

Sklav' des Hochmuths! Fürstengunst
Läßt vergessen Dich den Freund,
Bist umnebelt von dem Dunst,
Tropf, der Wolken nur vereint.
Donnerschlag! — sie stürzet nieder,
Was Du warst, Du wirst es wieder.
Offen steht die Gnadenthür
Heute Dir und morgen mir!

Der Verleumdung gift'ger Biß
Tödtet scharf des Lebes Ruh',
Weit auf klafft des Herzens Riß,
Und oft heilt es nimmer zu.
Skorpion, Du schleichst im Blinden,
Doch Vergeltung wird Dich finden,

Unersättlich böse Gier:
Heute mir und morgen Dir!

Fühlen soll ich die Gewalt,
Die ein Glücksfall Dir verlieh,
Weil Du groß wardst gar zu bald,
Wähnst Du: ich erreicht' es nie?
Aufwärts bringt ein ruhig Streben,
Kann den Knecht zum Herrn erheben,
Einst wird's Jedem nach Gebühr:
Heute Dir und morgen mir!

Logst mir Liebe, falsches Weib!
Häßlicher ist Deine Seel',
Häßlicher, als schön Dein Leib,
Ohne Makel, ohne Fehl.
Liebend wirst auch Du einst schmachten,
Dann wird Gram Dein Aug' umnachten,
Welken Deiner Jugend Zier:
Heute mir und morgen Dir!

Mag's auch toll im Leben sein,
Löst sich manches Räthsel nicht,
Strahlt den Bösen Sonnenschein,
Guten nur der Lampe Licht;
Trotz der Frechen Hohn und Prahlen,
Bleibt ein Trost doch allemalen:
Gleichheit bringt des Tod's Panier
Heute — morgen Dir und mir!

Alles Schein.

(Mauritius.)

Dies Motto ist so tröstlich eben nicht,
Und dennoch ist's wie 'ne Epistel wahr:
Beäugelt man ein Ding bei klarem Licht,
So bleibt es niemals, was es früher war;
Wer aufrichtig, gesteht es wohl ein:
Es ist fürwahr im Leben Alles Schein.

Herr X. stolzirt die Straße keck entlang;
Man hält ihn nur für einen Millionair,
Und für sein Ohr ist's ein gar süßer Klang,
Wenn man Baron ihn nennt und was sonst mehr —
Zu Hause, Gott, da darbt und friert er fein:
Nun, hören Sie, das ist doch sicher Schein!

Wenn Cecisbeo in Gesellschaft ist,
Wo neck'sche Mädchen treiben ihren Scherz,
Da senkt er's Auge, wie ein Pietist,
Erröthet auch und drückt sich fromm das Herz —
Doch auf der Straß' ist jedes Mädchen sein:
Nun, dessen Tugend ist doch auch nur Schein!

Mathilde ist 'ne alte Jungfer schon,
Und täglich spricht sie: nein, ich heirath' nicht!
Kein Mann bringt meiner Tugend wahren Lohn,
Wenn er auch stets von Liebesqualen spricht —
Zum Rendez-vous stellt sie sich dennoch ein:
Nun, sagen Sie, war das nicht bloßer Schein?

Ein Eheweibchen klagt um den Gemahl,
Den ihr entrissen hat ein schneller Tod;
Sie seufzt: ich unterlieg' der Qual,
Wenn ich d'ran denk' — sie weint die Aeuglein
roth —
Doch glänzt schon Nachbars Ring an ihrem Fin-
gerlein:
Da sind doch auch die Thränen nur zum Schein!

Schön Lieschen wurde eines Alten Braut,
Sie küßt ihn warm und streichelt ihm den Bart,
Sie ist beglückt, wenn sie in's Aug' ihm schaut —
Und wenn sie just recht aufgelöst und zart,
Fragt sie: wie viel Moneten? hinterdrein:
Da herrscht doch sicher ein Portiönchen Schein!

Auguste ist 'ne Schellingianerin,
Hört auch: vom Ding an sich! in der Akademie,
Für Wissenschaft und Künste zeigt sie Sinn,
Anlagen — meint sie — hab' ich zum Genie,
Und freu' mir, wenn Gelehrte um mir sein:
Na, hören Sie, ist das etwa nicht Schein?

So ist's nun einmal in der lieben Welt —
's ist gar kein Wunder, wenn man oft sich täuscht,
Weil Jedermann uns schwarz statt weiß vorhält,
Und X statt U uns in die Ohren kreischt:
Doch — darf ich Ihres Beifalls mich erfreu'n —
Ich hoffe doch, es ist nicht bloßer Schein!

Welttreiben.

Wie das durcheinander prellt!
Advokaten, Cavaliere,
Kohlenträger, Perrükiere,
Tressenhüte, Kriegerhelme,
Ehemänner, Judenschelme.
Wie das durcheinander prellt.

Wie das durcheinander schwatzt!
Flinke Dirne, blanker Page,
Kannegießer in der Rage,
Recensent und Liebesritter,
Papchen in dem gold'nen Gitter,
Wie das durcheinander schwatzt.

Wie das durcheinander blitzt!
Wetterleuchten, Witzesfunken,
Fürstensterne, die da prunken,
Sternenschnuppen, die da schwinden,
Mädchenaugen, die entzünden,
Wie das durcheinander blitzt.

Wie das durcheinander rollt!
Stolzer Grafen Equipage,
Wälscher Sängerin Passage,
Thalerreiche Muttersöhne,
Und der Armuth stille Thräne,
Wie das durcheinander rollt.

Wie das durcheinander steigt!
Weihrauch auf zu hohen Nasen,
Dummheit buch durch gnäd'ge Basen,
Lieutenants Roß in Ziercourbetten,
Kornpreis, Noth- und Lustraketten,
Wie das durcheinander steigt.

Wie das durcheinander tobt!
Arger Gläub'ger wilde Sekte,
Neuer Opern Lärmaffekte,
Nordwind durch die Fensterspalte,
Meines Nachbars zänk'sche Alte,
Wie das durcheinander tobt.

Wie das durcheinander ächzt!
Geister aus der Grabeshülle,
Dickwanst unter Fettesfülle,
Gatte, unter'm Eh'standszwange,
Minna, beim Tiradendrange,
Wie das durcheinander ächzt.

Wie das durcheinander gähnt!
Gnäd'ger Herr beim Austernschmause,
Gnäd'ge Frau im Opernhause,
Junker bei Virgils Eklogen,
Meines Schlafrocks Ellenbogen,
Wie das durcheinander gähnt.

Das Rendezvous eines Hagestolzen.

(Ludwig Koszarski.)

Nichts ist so häufig wohl in uns'rer Stadt
Als Abend-Rendezvous's verliebter Kinder;
Manch' junger Fant horcht, ob's geschlagen hat,
Manch' alter Geck sieht nach der Uhr nicht minder,
Und Beide eilen hin mit Windesschnelle
Zum Rendezvous, nach der bestimmten Stelle.

Der Jugend nun ist so was zu verzeih'n.
Du lieber Gott, was ist ein einsam Leben?
Viel besser ist es, sich zusammen freu'n
Und Hand und Herz einander froh zu geben;
Vor Einsamkeit, dem Aergsten aller Uebel,
Hat schon zu Adam's Zeit gewarnt die Bibel.

Doch wenn ein Geck, der längst: „Schier dreißig!" sang,
Dem's nie gelang, ein Herz sich zu erringen,
Nach Rendezvous's verspürt noch ew'gen Drang
Und sich befaßt mit solchen Jünglings-Dingen, —
Dann sagt wohl Mancher ihm mit spött'scher Zunge:
„Ein Rendezvous? Wie? Was? Du alter Junge!"

Von solchem Gecken nun ein Abenteu'r.
Im Reich der Liebe will ich hier erzählen
Von einem Narren, den das Jünglingsfeu'r
Nachträglich noch begann gar arg zu quälen,

So daß er seiner Vierzig nicht mehr dachte
Und auf den Weg zum Rendezvous sich machte.

Auf einem Fest war er am Tag vorher —
(Auf Bällen und Concerten fehlt er nimmer) —
Dort sah der Hagestolz, und nicht von ungefähr,
Ein Mädchen, glänzend in der Schönheit Schimmer.
„Bei Gott! — denkt er — die wär' für mich ein Bissen;
Hat sie auch Geld? — das möcht' ich gerne wissen!"

Sein Auge kündet seines Herzens Gluth,
Sein Antlitz strahlt von Geld- und Liebes-Flammen,
Er sinnt noch lang; doch endlich faßt er Muth,
Und nimmt zum zwölften Mal sich heut zu sammen.
Er tritt hinan zu ihr, die ihn bezwungen,
Und bringt ihr Schmeichelei'n als Huldigungen.

Der faden, langen Rede kurzen Sinn
Erkannte bald die schwer geprüfte Dame;
Sie wandte d'rum sich ab, zu ihren Freunden hin,
Fragt lächelnd sie: „Wer war's, wie ist sein Name?"
Und hört: „Ein Narr, geschaffen, Frau'n zu plagen,
Alltäglich sich als Eh'mann anzutragen." — —

Tief sinnend sitzt am andern Tag der Geck
Und denkt der Schönen nur vom nächt'gen Balle;
Er fühlt es klar: sein Herz ist wieder weg, —
Den Nebenbuhlern wünscht er Gift und Galle.

Da naht, der ohn' Erlaubniß zu uns dringet,
Der Mann, der Freud' und Schmerz versiegelt bringet.

Im Briefe heißt's, von zarter Damenhand:
„Ew. Wohlgeboren werden mir verzeihen,
Wenn ich kein and'res, bess'res Mittel fand,
Die gestrige Bekanntschaft zu erneuen.
Sind Sie geneigt, so wird es sich verlohnen, —
Um 8 Uhr Abends bei den drei Kanonen."

„Zum Zeichen, daß kein unberuf'ner Mann
Erscheint, und schnell ich finde, den ich suche,
Zieh'n Sie heut Abend keinen Mantel an
Und weh'n um 8 mit einem weißen Tuche." —
„Triumph!" — ruft unser Narr — die ist verloren;
Die ist verliebt in mich bis an die Ohren!"

Er hat nicht Ruhe mehr den ganzen Tag,
Er rennt stets hin und her, fast wie besessen,
Sieht nach der Uhr, horcht auf den Glockenschlag;
Ihm schmeckt kein Trinken heut, ihm schmeckt kein Essen.
Ein Viertel schlägt's; — doch kann er sich nicht zügeln;
Er stürzt zum Zeughaus hin auf Amor's Flügeln.

Im dünnen Rock, das Tuch in seiner Hand
Steht er am Ziele, bei den drei Kanonen.
Er lauscht und träumt vom heil'gen Ehestand:
Wie herrlich wird sich's mit der Künft'gen wohnen.

Vorläufig aber fing's ihn an zu frieren;
Es war im Januar — man konnt' was spüren.

Doch eh's halb 8 vom nahen Dome schallt,
Sieht er drei Männer in der Nähe stehen,
Und als drei Viertel kaum vom Thurm verhallt,
Sieht er noch drei zu den Kanonen gehen;
Ein weißes Tuch führt jeder in den Händen, —
Der Narr kann sich vor Schreck nicht dreh'n und wenden:

„Wie hat der Teufel nur hier her gelenkt" —
Fragt er sich zitternd — „diese sechs Gestalten?" —
Doch bald ermannt er sich, faßt Muth und denkt:
„Ein Zufall ist's; — sie wird ihr Wort schon halten!
Herr Gott! es schlägt! das Zagen kann nichts nützen."
Alsbald steht er auch bei den Mordgeschützen.

Die Sechse murmeln mit einander leis —
Der Geck beginnt von Neuem schon zu zagen; —
Da schließen sie um ihn gar einen Kreis.
Er will nun gerne sprechen, gerne fragen;
Doch jene lachen bald aus voller Lunge:
„Der Narr von gestern Abend! alter Junge!"

Daß man ihn schwer gefoppt, erkennt er jetzt.
Den Feinden möcht' er gern den Rücken kehren;
Doch haben sie die Pässe gut besetzt,
Er muß durchaus ihr Hohngelächter hören.
Da fängt er an zu stoßen und zu ringen,
Er will den Rückzug mit Gewalt erzwingen.

Nun aber fing des Lustspiels letzter Akt
Zu spielen an; — zwölf tücht'ge Hände,
Die schlugen weidlich drein, wie nach dem Takt;
Doch war des Narren Unglück nicht zu Ende.
Der Posten ruft: heraus! und vier Mann Wache
Erscheinen auf dem Schauplatz nächt'ger Rache.

Einstimmig von den Sechsen wird der Geck
Als Ruhestörer eiligst angegeben;
Man führt zur neuen Wache rasch ihn weg,
Der kein Wort sprechen kann vor Schmerzes-Beben.
Dort konnt' er die zerschlag'nen Glieder wärmen
Und nebenbei ganz ungestört sich härmen.

Zwar hat er bald sich nun legitimirt
Und ward dann mit Bedauern auch entlassen; —
Was half's: er war geschlagen und blamirt.
Er schwur: die Frau'n und Mädchen stets zu hassen!
Doch ließ er sich seitdem, ich will's beschwören, —
Von zwanzig Rendezvous's auf's Neu bethören.

„'s ist fabelhaft!"

(Ludwig Koszarski.)

Im vorigen Jahrhundert
War manches Ding nicht klar,
Da sagte man verwundert:
„Das ist ja sonderbar!" —

Jetzt scheinen diese Worte
Nicht passend mehr zu sein;
Man hört an jedem Orte
Das Volk verwundert schrei'n:
„'s ist fabelhaft!"

Herr A., der Hochgeehrte,
Führt einen Bambusstock,
Auch prangt er, wie Gelehrte,
In einem langen Rock.
Jüngst geht er gravitätisch
In ein bekanntes Haus,
Und kommt dann, ganz poetisch
Im kurzen Frack heraus.
's ist fabelhaft!

Im großen Trauerspiele,
Das man jüngst aufgeführt,
Da haben, ach, so Viele
Herrn B. stark applaudirt.
Doch wer wird davon sprechen?
Er mußte schon ganz früh
Pränumerando blechen, —
Sonst applaudirt man nie.
's ist fabelhaft!

Herr C. giebt armen Leuten
Kein Geld, kein Stückchen Brodt;
Er drückt sich schnell bei Zeiten,
Klagt Jemand seine Noth.
Doch hört er, daß die Zeitung
Den frommen Gebern dankt, —

Zu seines Ruhm's Verbreitung
Giebt er, was man verlangt.
'ſ ist fabelhaft!

Herr D., bekannt als Stutzer
Und armer Bonvivant,
Zahlt nie dem Stiefelputzer
Und sitzt im ersten Rang.
Ihr fragt den Logenschließer:
„Wie kam denn Der hinein?" —
Wozu? — Der Lückenbüßer
Ging pro vier Groschen 'rein!
'ſ ist fabelhaft!

Jüngst hat sich, ganz vernünftig,
Gebildet ein Verein:
Bestrafen soll man künftig
Mit Recht Thierquälerei'n.
Doch läßt man ungeschoren
Die Menschenquälerei, —
Das Fell bis an die Ohren
Zieht Mancher uns ganz frei!
'ſ ist fabelhaft!

So geht's auch mit dem alten,
Dem Mäßigkeits-Verein,
Ein Jeder soll enthalten
Sich streng vom Branntewein.
Doch wer sich sonst betrinket, —

Ein Rausch des Biers, des Weins —
Der bleibt, ob er auch sinket —
Ein Mitglied des Vereins.
'8 ist fabelhaft.

So ist's mit allen Dingen,
Und wird nie anders sein;
Soll Einem was gelingen,
So braucht er nur den Schein.
Stets war es so wie heute,
Die Welt, sie bleibt verkehrt;
Doch merken's nicht die Leute
Und überall man hört:
's ist fabelhaft!

Noch nicht dagewesen!

(August Brass.)

Wenn den Berlinern etwas Neues 'mal begegnet,
Was sonst das Alltagsleben uns nicht immer bringt,
Wenn es im Juni schneit und im December regnet,
Wenn Lißt Concerte giebt, und wenn die Pasta singt,
Wenn einem Gräfenberger Wein und Austern munden,
Hat man für diesen Fall die Redensart erfunden,
Die Sie gewiß schon oft gehört und auch gelesen,
Die Worte: „'s ist wahrhaftig noch nicht dagewesen!"

Doch ob auch diese, oft schon dagewes'nen Worte,
Die der Berliner fast bei jedem Anlaß spricht,
Auch wirklich überall an dem gehör'gen Orte,
Dies, meine schöne Damen, glaub' ich freilich nicht.
Drum woll'n wir, wenn's gefällig, ohne lang zu zaudern,
Etwa ein kleines Viertelstündchen davon plaudern,
Was wohl auf dieser Welt an Gutem und an Bösen,
Wie man zu sagen pflegt, „noch gar nicht dagewesen:"

Eugen liegt liebeflehend zu Amalien's Füßen,
Mit heißen Küssen deckt er ihre weiche Hand;
Von seiner Liebe spricht er ihr mit all' den süßen
Den Schmeichelworten, die die Liebe je erfand:
„Amalie, Grausame, Amalie, süßes Leben,
Amalie, willst Du nicht Dein schönes Auge heben?
O könntest Du nur hier in diesem Herzen lesen!
Solch' eine Liebe ist noch gar nicht dagewesen!"

Zwei Monate darauf, da ändert sich die Scene:
Eugen steht an der Thür, Amalie athmet schwer,
In ihrem schönen Auge zittert eine Thräne;
Jetzt stürzt sie wüthend zu dem Kleidersekretair:
„Aus meinen Augen!" ruft sie; „fort, Du Ungeheuer!
Du Bösewicht, fort, sag' ich, fort! — Hier ist der Schleier,
Den Du mir schenktest. — Hier der Mantel! Hier die Fraisen;
Treuloser! Nein, das ist noch niemals dagewesen!"

's ist italien'sche Oper heut im Königsstädter,
Und Alles drängt sich, geht und steht und schwatzt und schwitzt;
Ganz vorne im Parterre ein Stück von Pflastertreter,
Ein junger mécontent mit gelben Handschuh'n sitzt,
Er stößt den Nachbar an: „Signor, avete Prise?
Per dio, die Assandri, wie jefällt Euch Diese?
Observez, Signor, diese Füßchen, die gratiösen,
Corpo di Bacco, das is noch nich dajewesen!“

Der Nachbar steht verblüfft. „Sie werden mir verbinden,
„Sie sind woll oock so'n Italiener?“ fragt er ihn. —
„Ah si! Ich war Commis bei Gerold unter'n Linden,
Der ersten Italiener Handlung in Berlin.“ —
Der Andre schweigt; doch brummt er leise: „oock nich übel;
Des is 'ne janze neie italien'sche Zwiebel;
Der lernt des Italiensche von den Schweizerkäsen; —
Ne so was is wahrhaft'jen Jott nich dajewesen!“

Ein großer Anschlagzettel klebt an allen Ecken:
Der Schneider Zwirn empfiehlt sein Kleidermagazin
Von allerfeinsten und modernsten Oberröcken,
Von Mänteln, Paletot's, wie niemals in Berlin —
Pariser Moden; Alles auf das Neu'ste, Beste; —
Wer Rock und Beinkleid nimmt, kriegt gratis eine Weste;
Und d'rüber ist in mächtig großer Schrift zu lesen
Das allbekannte Motto: „Noch nicht dagewesen!“

Ein guter, alter Bürger läßt sich wirklich fangen;
Er handelt einen großen Mantel billig ein;
Doch als er einmal nur im Regen ausgegangen,
Da läuft der Mantel schon drei Viertel Elle ein;
Und als er ihn zum dritten, vierten Mal getragen,
Da bleibt ihm weiter nichts, als nur ein Stückchen
Kragen. —
„Jott!" ruft er; „was bin ich für'n Theekessel jewesen,
So 'ne Bedriejerei is noch nich dajewesen!"

Der Wächter bläst; 's ist Feuer, und wie Nacht-
gespenster,
So rasseln dumpf die Spritzen durch die Residenz;
Da öffnet sich im vierten Stock ein Bodenfenster:
„Herrjeses, Wächter! Wächter! Sag'n Se mal,
wo brennt's?"
Der Wächter steht erstarrt, wie eine Marmorbüste: —
„Wovor bin ick denn Wächter, wenn ick dieses wüßte?!
Sie sind heit Abend woll im Mäßigkeits-Verein
jewesen?
Ne, so 'ne Dummheit is noch jar nich dajewesen!"

Der Autor sitzt zu Haus, des Pegasus zu harren;
Den Tisch bedecken Freibillette zum Parterre,
Adreßkalender und Journale, Billets-doux, Cigarren,
Da kommt ein Brief; er bricht ihn auf und liest:
„Mein Herr!
Sie wissen, daß ich knaus'rig nie die Gelder messe,
So machen Sie mir denn für mein Concert 'ne
Piece, —
Und wär' es auch 'ne Ode an die Irokesen —
Nur eine Piece, die noch gar nicht dagewesen!"

Im tiefen Sinnen rieb der Autor sich die Hände,
Hat lange Zeit darob gegrübelt und gedacht,
Wo er was Neues, noch nicht Dagewes'nes fände,
Und endlich dies Gedicht'chen hier gemacht,
Das der Verleger nun zwar freundlich angenommen; —

(Zum Publikum.)

„Doch, ob es Ihren güt'gen Beifall wird bekommen? —
Ich möcht' es wahrlich gern aus Ihren Blicken lesen: — |
Nun; — kein Applaus?! — Das wäre noch nicht dagewesen!"

Morgen-Gedanken eines Berliner Post-Briefträgers beim Sortiren der von ihm zu bestellenden Briefe.

(Hugo Hagendorff.)

Da liegen sie, die lieben Briefe, friedlich,
Die heut' noch Alle zu bestellen sind;
Ich bin in meinem Dienst zwar unermüdlich,
Doch nähm' ich gern als Vorspann oft den Wind.
Denn dem Verliebten und dem Geldersucher
Erschein' ich doch in Einem fort zu spät,
Und aus dem Frömmsten wird ein arger Flucher,
Wenn in dem Brief nicht, was er wünschte, steht.

Den dicken Brief mit fünf gewalt'gen Siegeln
Erhält der junge Stutzer, stets bemüht,

Den ganzen Tag sich wohlfriesirt zu spiegeln,
Damit des Abends ihm sein Weitzen blüht.
Schon fragt' er: „Ist denn noch Nichts angekommen?“ —
— Bedaure! — — Doch nun wird's ein Jubel sein,
Heut' wird in einem Freudenmeer geschwommen,
Traktirt mit Austern und Champagner Wein.

Du langer Brief gehörst zu jenen Wesen,
Die durch die Ankunft nimmermehr erfreu'n,
Im Siegel ist: „Das Stadtgericht“ zu lesen,
Und portopflichtig bist Du obendrein.
Ach armer Mann, der Kaufmann will nicht warten,
Du schicktest Nichts, da ging er auf's Gericht,
Die blinde Themis mischt zum Spiel die Karten,
Und — weil sie blind ist, so gewinnst Du nicht.

Ei, wie nach Rosen-Oel fängt's an zu duften!
Richtig! das macht dies rothe Billet-doux
An Herrn von X! — 's ist einer von den Schuften,
Die täglich haben zwanzig Rendez-vous.
So prahlt er! — Niemand aber kann es wissen,
Daß er sich selbst die Briefe alle schrieb,
Und daß — prahlt er von Locken und von Küssen —
Er allen Frauen doch verächtlich blieb.

Ein dicker Brief! — Der wird Gesichter machen
Schriftsteller M, denn schon zum zehnten Mal
Bring' ich solch' Ungeheuer; 's ist zum Lachen
Wie dem die Verse schaffen Nichts als Qual;
Buchhändler sind's, die sie zurück ihm senden;
„Gedichte, — heißt es, — lies't jetzt Niemand mehr,

„Man muß sich hübsch zu der Novelle wenden,
„Nach Liebesliedern zeigt sich kein Begehr."

„An den Studiosus A." — Ob der wohl heute
Endlich einmal bei seinen Heften sitzt,
Und nicht, weil er bei Nacht „geholzt" die Leute,
Dafür schon wieder in dem Karzer schwitzt?
„Famoses Pech!" — so sprach er auf der Gasse
Mich neulich an, — „ich trank zwölf Seidel nur
„Und sang ein wenig laut, — da hat der blasse
„Nachtwächter arretirt den Troubadour."

„An Rieke N." — Recht kreuz und quer geschrieben
Ist die Adresse, — ein Soldatenbrief,
Hat's Schicksal auch den Musquetier vertrieben,
Zur Liebsten doch ihn seine Sehnsucht rief.
Er denkt der Zeiten, wo auf grünen Fluren
Hart an der sanften Sprea Ufersand
Bei Moabit in eines Tanzes Touren
Er seine heißgeliebte Köchin fand.

„An Doctor M." — Hm, Doctor? — 's weiß doch Jeder,
Daß nur ein Bartscheer dieser Doctor ist,
Daß mit der Mappe er von schwarzem Leder
Schnellfüßig Morgens seine Kunden grüßt.
Doch Abends, wenn er in dem langen Rocke
Bei'm Weißbier über Staatsverwaltung spricht,
Auf Hegel schimpft, auf Montesquieu und Locke,
Wer suchte dann in ihm den „Doctor" nicht?

„Herrn Kleidermacher S.“ — Ein zierlich Schreiben,
Gewiß von einem fernen Ref'rendar,
Der ihm noch Etwas mußte schuldig bleiben
Aus jener Zeit, wo er Studiosus war.
Nun zahlt er in Terminen, und der Schneider
Schickt ihm moderne Kleider auf Kredit:
„Weil in dem kleinen Nest, auf Ehre! leider
„Kein Schneider hält den „Modenspiegel' mit.“

„An Fräulein B.“ — Das ist die reife Traube,
Die in die „Vossische“ sich setzen ließ.
Die sich geschildert als die frömmste Taube
Und einen Bräut'gam sucht mit etwas „Kies.“
Schon fünfzehn Briefe hab' ich hingetragen
Mit Siegeln von der allerfeinsten Art,
Der hier zeigt gar der Venus goldnen Wagen,
Wo Tauben sich als Rosse treu gepaart.

„Herrn Lieut'nant Z.“ — Na, der war der Betrübste
Von allen meinen Kunden im Revier,
Heut hat geschrieben endlich seine Liebste
Aus seinem einst'gen fernen Standquartier.
Das wird ein Jubeln sein! — ich möchte wetten,
Heut macht er doch ein fröhliches Gesicht,
Und sitzen auch nicht recht die Epauletten,
Ei was! — heut zürnt er seinem Burschen nicht.

„Herrn Rentier K.“ — Ich weiß mich zu besinnen,
Wie der noch nicht vor gar zu langer Zeit
Hausiren ging mit Westenzeug und Linnen
Und gern zu jedem Schacher war bereit.

Bayerische Staatsbibliothek München

Der Dummen Vormund: „Glück“ gab ihm im
Schlafe
Ein Viertelchen vom lieben, großen Loos,
Nun scheeret er im Trocknen seine Schaafe,
Heißt Rentier K., schläft und verdauet blos.

Der letzte Brief! — „Inliegend dreißig Thaler
„An Banquier Q.“ — und gar rekommandirt.“
Gewiß von einem recht honetten Zahler,
Jedoch hat er gewaltig sich blamirt.
Q. ist bekannt; er hat gewiß geliehen
Zehn Thaler nur auf Ehrenwort und Schein,
Doch mußte gültig gleich für seine Mühen
Der Schein auf baare dreißig Thaler sein.

Nun kommt ihr Briefe! — Es ist Zeit zum
Gehen,
Ihr sollt zum letzten Mal beisammen sein,
Ich werde gleich bei der Bestellung sehen,
Wie pünktlich trifft das, was ich sagte, ein.
Kein Mensch kann so, wie ich, von Außen wissen,
Was wird in jedem Briefe stehen müssen.
Denn kurz! — das Schicksal einer ganzen Welt
Der Postbriefträger in der Tasche hält!

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt des zwölften Heftes.

Erste Abtheilung (Episches).

		Seite
Fischer, Hermann.	Die Schlacht bei Navarin .	13
„	Des Jägers Todtenfahrt . .	47
Fontane, Theodor.	Der Verbannte	10
Freiligrath.	Die Hafen-Nacht	8
Hagendorff, Hugo.	Der Freiknecht von Bergen	6
„	Die Kreuzritter von Christburg	24
Halirsch, Ludwig.	Die Nesselhemder	26
Kalisch, Otto.	Diego Leon	5
Koßarski, Ludwig.	God save the King! . .	20
Lenau.	Die nächtliche Fahrt	30
Reyher, Karl	Die Leuktriden	39
Wehl, Feodor.	Don Fernando und Don Rodrigo	34
„	Napoleon zu Fontainebleau . .	43

Zweite Abtheilung (Lyrisches u. Humoristisches.)

Braß, August.	*Noch nicht dagewesen! . . .	86
Bürkner, Robert.	*Unsere Zeit hat keine Zeit!	51
Hagendorff, Hugo.	*Die uchstaufe	67
„	*Morgen-Gedanken eines Berliner Briefträgers beim Sortiren der von ihm zu bestellenden Briefe	90

	Seite
Hoffmann, C. D. *Der Hausfreund	63
Koßarski, Ludwig. *Das Rendezvous eines Hagestolzen	79
" *„'s ist fabelhaft!" . .	83
Mauritius. *Alles Schein	75
Oettinger, E. M. Champagner-Lied	69
Sincerus, F. Heute mir und morgen Dir . .	72
Woldemar. *Carnevals-Nachklänge	61
Welttreiben	77

Gedruckt bei L. W. Krause in Berlin.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Littfas, Ernst

Declamatorium Auswahl ernster und heiterer Dichtungen zum Vortrage in ö
ffentlichen und Privat-Gesellschaften, gesammelt und herausgegeben von
Ernst Littfas
Bd.: 2,12

Berlin 1841

L.eleg.m. 498-2,7/12
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10576442-0